

# Wüstenpfade



Von  
Christina Hacker

STAR TREK ROMAN



CHRISTINA HACKER

# Wüstenpfade

STAR TREK ROMAN

CHRISTINA HACKER

## Wüstenpfade

---

Texterfassung: Christina Hacker

Titelbild und Illustrationen: Christina Hacker

Textbearbeitung und Layout: Christina Hacker

Kontaktadresse: [info@christina-hacker.de](mailto:info@christina-hacker.de)

© *Originalfassung 1998 Christina Hacker*

© *eBook-Fassung 2013 Christina Hacker*

Der Nachdruck ohne Genehmigung durch die Autorin ist untersagt. Alle Rechte der in dieser Publikation enthaltenen Beiträge liegen bei der Autorin.

<p>Diese Publikation ist ein nichtkommerzielles Fanzine. STAR TREK ist ein eingetragenes Warenzeichen der Paramount Pictures Corporation und CBS Television. Die Verwendung dieses Titels und damit verwandter Begriffe verfolgt nicht die Absicht einer Urheberrechtsverletzung.</p>
---

*Manchmal  
Wenn wir zu unseren Wurzeln vorstoßen  
Sind wir entsetzt  
Wie wild und ungezähmt sie uns vorkommen.  
Dann erinnern wir uns,  
Dass auch wir einmal so waren.  
Doch Wachstum hat uns verändert,  
Das gibt Hoffnung für die Zeit,  
Die nach uns folgt.*

## Verlorener der Zeit

Greifbare Stille umgab Julian Bashir, als er den Klostergarten betrat. Die hohen tiefgrünen Wipfel der Bäume schienen ihn umsorgen zu wollen, und der Wind streichelte mit sanftem Hauch über sein Gesicht. Die Realität verlor sich hier im bajoranischen Kloster Latal. Er glaubte sich in einer fremden, fernen Welt, in der es nichts gab außer Frieden und Glück.

Auf den Stufen vor dem Tempel wartete eine Gestalt auf ihn.

„Vedek Moratan?“ Warum war seine Stimme so leise? Julians Eindruck von all dem hier war so intensiv, dass es ihm Angst machte.

„Ich habe Sie bereits erwartet.“, sagte der Priester und forderte Julian auf, ihm zu folgen.

„Woher wussten Sie, dass ich heute kommen werde?“ Der Arzt war wirklich erstaunt. Er hatte niemandem erzählt, dass er hierher gehen würde.

„Die Propheten sind weise.“

Es war nur eine Antwort, aber sie hinterließ nur weitere Fragen in ihm. Er folgte dem Vedek durch das Dunkel des bajoranischen Tempels, vorbei an brennenden Fackeln und Skulpturen voller Schatten. Es war schon ein wenig seltsam, als er daran dachte, wie er die Botschaft empfan-

gen hatte. Nur fünf Worte waren es, die ihn hierher geholt hatten – Die Propheten warten auf Sie.

Erst wusste er nichts damit anzufangen, aber dann fand er die Datei mit der Karte des Klosters und den Namen eines Vedeks. Nur eine Antwort, wieso das alles, die bekam er nicht. Neugierde trieb ihn, als er sich nach einiger Zeit aufmachte, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Vedek Moratan öffnete eine zweiflügelige Tür, die in einen roten Raum führte. Julian sah sich um. Es gab hier nichts weiter als ein paar Fackeln und einen Schrank. Wortlos schloss der Vedek die Tür hinter ihnen und begab sich zum Schrank.

„Warum haben Sie mich hierhergeholt?“, brachte der Arzt endlich den Mut auf zu fragen.

„Pscht!“, machte Moratan und legte andeutungsweise einen Finger auf seine Lippen. Schließlich kramte er einen Schlüssel hervor und schloss damit die Tür des Schrankes auf.

„Ein Schrein der Propheten!“ entfuhr es Julian, als er das kastenförmige Artefakt erblickte. Das letzte Mal, dass er es gesehen hatte, war auf DS9 gewesen, kurz nach seiner Ankunft vor vier Jahren. Man hatte ihm erzählt, welche Macht es besaß. Aber warum war er jetzt hier?

„Die Fragen in Ihren Augen, sie sind wie Feuer.“ Die Stimme des Vedeks war so vertraut. Er berührte Julian am linken Ohrläppchen und der

Arzt hatte das Gefühl, dass er sich einfach fallen lassen konnte, ohne dass ihm etwas geschah. Er widerstand der Versuchung und fragte stattdessen mit brüchiger Stimme: „Warum?“.

Der Vedek lächelte. „Sie werden Ihre Antworten bekommen und noch so viel mehr, dass Sie danach ein anderer Mensch sein werden. Ein besserer Mensch, als Sie es jetzt schon sind. Sie werden die Vergangenheit Ihrer Vergangenheit sehen, damit Sie Ihre Zukunft erkennen, und Sie werden lernen was und wer Sie sind.“

Julian schüttelte mit dem Kopf. „Ich, ich... Es tut mir leid, aber ich verstehe nichts von dem, was Sie sagen.“

„Haben Sie keine Angst, Sie werden verstehen.“ Der Priester öffnete den Schrein. Das grüne Leuchten des Drehkörpers erfüllte den Raum und spiegelte sich in Julians Augen. Er bekam Angst, aber er war unfähig sich zu bewegen. Und dann geschah etwas sehr Merkwürdiges mit ihm. Er begann zu fließen. Etwas sehr Mächtiges riss ihn mit sich, er wurde Teil dessen und floss dahin wie ein Fluss – ein wunderbares Gefühl, das viel zu schnell zu Ende ging. Er wurde Substanz, das Fließen entzog sich ihm. Verzweifelt versuchte er es aufzuhalten, doch es schwand dahin. Zurück blieb nur der Sand unter seinen Händen.

\*\*\*

Ihm war kalt und es war dunkel. Sanddünen zeichneten sich am Horizont ab, an dem das erste Licht des Morgengrauens erschien. Wo war er? Der Vedek hatte doch Antworten versprochen. Aber dafür hatte er nur neue Fragen bekommen. Wie war er in die Wüste gekommen? Zum Glück hatte er seinen Kommunikator noch. Doch als er nach der Stelle an seiner Uniform tastete, fühlte er nur den rauen weiten Stoff eines Mantels, eines arabischen Mantels. Er bekam Panik, und seine Augen richteten sich auf den Himmel über ihm. Das waren nicht die Sterne von Bajor, ganz sicher nicht, dafür waren sie viel zu vertraut. – Er war zu Hause.

Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht und verstärkte seine Angst. Das Zittern, das ihn überfiel, hatte seinen Ursprung nicht nur in der eisigen Kälte.

Julian sah sich um. Am Rande des Horizonts zeichnete sich eine Hügelkette vor der aufgehenden Sonne ab. Hier und da wirbelte der Passat über ein paar Sanddünen mit spärlicher Vegetation. In wenigen Stunden würde es hier so glühend heiß sein, dass man sich die Füße am Boden verbrennen konnte. Er musste hier weg, schoss es ihm durch den Kopf. Wenigstens einen Platz finden, wo es Wasser und Schatten gab.

Er kam gut voran, obwohl ihn die ungewohnte Kleidung behinderte. Wie komisch das eigentlich doch war. Auch im 24. Jahrhundert hatte sich die Kleidung in seiner Heimat nicht sehr verändert. Als er von der Erde wegging, hatte er sie zum letzten Mal getragen. Es kam ihm nun wie eine Ewigkeit vor.

Ein Geräusch weckte ihn aus seinen Überlegungen. Es war ein gleichmäßiges Brummen, das immer weiter answoll. Augenblicklich blieb er stehen und sah hinter sich. Ein dunkler Umriss bewegte sich auf ihn zu. Ohne Scheu und mit der Gewissheit, dass dieses Unbekannte sein Leben retten würde, blieb er stehen. Das Brummen wurde lauter und vermischte sich mit dem Geheul eines Bodenfahrzeugs. Julian entdeckte nur eine Person in dem Wagen, von dem er weder wusste was es ist, noch ob es ihm gefährlich werden konnte. Aus irgendeinem Grund blieb er trotzdem stehen, auch als das Fahrzeug direkt auf ihn zuhielt.

Der Wagen rauschte heran. Julian machte einen Satz zur Seite und der Wagen hielt mit einem Quietschen. Jemand lachte. Es war das Lachen einer Frau, die er nie als solche erkannt hätte. Sie trug einen Overall, und ein weißer Hut überdeckte das kurze, schwarze Kopfhhaar.

„Wie kommen Sie denn hierher? Hat man Sie ausgesetzt?“, fragte sie in perfektem Englisch.

Julian hob die Schultern und machte eine deutliche Miene, dass er es nicht wusste.

Die Frau schien das aber anders zu verstehen und fragte ihn auf Arabisch. Der Universalübersetzer musste kaputt sein, denn Julian hörte nur die fremden Silben seiner Muttersprache, die er schon fast vergessen hatte.

„Nein, nein!“, begann er, „Ich verstehe Sie schon. Aber um Ihre Frage zu beantworten: Ich weiß nicht, wie ich hierher komme. Eben war ich noch in einem Tempel auf Bajor und plötzlich stehe ich hier in der Wüste.“

Die Stirn der Fahrerin legte sich in Falten. „Wo waren Sie?“

„Bajor! Ein Planet an der Cardassianischen Grenze.“

Die Falten fraßen sich noch tiefer in ihre Stirn. „Kommen Sie, steigen Sie ein! Ich glaube Sie haben zulange Zeit in der Sonne verbracht.“

„Sie glauben mir nicht!“, stellte Julian fest, während er in den offenen Wagen stieg. Sein Gegenüber antwortete mit einem unmissverständlichen Grinsen und startete.

Julian wurde zurückgeworfen. „Was ist das?“ Er deutete auf das Fahrzeug.

„Ein Rover. Was glauben Sie denn!? Es klingt fast so, als hätten Sie noch nie einen gesehen.“ Als sie seine großen, erstaunten Augen sah, fing sie wieder an zu lachen. „Sie sind schon ein komischer Vogel“, sprudelte sie heraus, „Stehen mitten im trockensten Gebiet der Region, wissen nicht mal wie Sie hierhergekommen sind, haben noch nie einen Rover gesehen und reden zudem noch sehr dummes Zeug. Wie heißen sie eigentlich? Oder wissen Sie das auch nicht?“

„Ähm Bashir, Julian Bashir!“

„Julian?“ Die Frau warf ihm einen noch ungläubigeren Blick zu. „Kein sehr typischer Name für diese Gegend.“

„Ein Teil meiner Familie stammt aus England.“, erklärte er wahrheitsgemäß. „Und wie ist Ihr Name?“

„Oh! Entschuldigen Sie. Rachel! Rachel Hatheway aus London.“ Sie streckte ihm die Hand entgegen, die er ohne zu zögern ergriff.

„Freud mich, Sie kennenzulernen.“ Wenigstens seinen Charme schien er nicht verloren zu haben, denn die Frau schenkte ihm ein Lächeln. „Was tun Sie hier in dieser Einöde, Rachel?“

„Nun ja, anfangs war ich in der Entwicklungshilfe tätig, bis zum Putsch. Dann konnte ich einfach nicht gehen, die Leute hier brauchen meine Hilfe.“

„Der Putsch.“ In Julian begannen die Alarmglocken zu klingeln.

„Ja, der Putsch von ‘89. Moment mal, wie sagten Sie, sei Ihr Name!? Bashir?!“

Er nickte, obwohl in seinem Kopf etwas ganz anderes vorging. ‘89, das konnte nicht sein.

„Sie sind doch mit diesem Kerl nicht verwandt, oder?“

„Hmm, oh entschuldigen Sie, ich habe nicht zugehört.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ist nicht so wichtig. Ich will es auch gar nicht wissen.“

Schweigend fuhren sie eine Weile über die unebene Piste. Bis sich Julian zu einer Bitte durchrang.

„Darf ich Sie etwas Ungewöhnliches fragen?“

„Nur zu!“

„Welches Datum haben wir heute?“

Rachel lachte wieder, ein fröhliches Lachen, das nicht im Mindesten spöttisch klang. „Sie müssen schon ganz schön lange hier draußen sein, wenn Sie das nicht mehr wissen. – Der 11. Juli.“

„Ich meinte eigentlich das Jahr.“ murmelte er.

Das Lächeln auf ihrem Gesicht verblasste, wich einem fast ärgerlichen Ausdruck, „Halten Sie mich für dumm?“

„Nein!“

Nur die Ernsthaftigkeit in seiner Stimme bewegte sie zu einer Antwort.

„1994!“ Sie spürte, wie er nach Luft schnappte. „Ist irgendetwas nicht in Ordnung?“

„Es ist alles okay.“, antwortete er, doch sie glaubte ihm nicht eine Sekunde.

„Und was machen Sie? Beruflich meine ich.“, fragte sie, um ihn abzulenken.

„Ich bin Arzt.“

Die Bremsen quietschten und der Wagen stoppte. Julian wurde jäh nach vorn geworfen, konnte sich aber noch rechtzeitig am Armaturenbrett abfangen.

Die Frau fasste sich an die Stirn, schüttelte lachend den Kopf und drehte sich dann zu ihm hin.

„Was ist? Habe ich was Falsches gesagt?“ Er war mehr als nur verwirrt.

Ihr Lachen verstummte und verwandelte sich in ein bezauberndes Lächeln. „Nein! Es ist nur so...Wissen Sie, vorhin im Wagen, bevor ich Sie getroffen habe, dachte ich darüber nach, dass wir in unserem Camp wieder einen richtigen Arzt brauchen. Unser alter wurde nach England zurückbeordert und nun stehen wir seit einem halben Jahr vor schier unlösbaren, medizinischen Problemen. Und nun scheinen Sie einfach so vom Himmel zu fallen – Würden Sie uns helfen, falls Sie nicht schon andere Verpflichtungen haben?“

Julian zögerte nicht, so seltsam die Situation auch war. „Ja! Ich werde Ihnen helfen.“



## Das Lager der Verdammten

Sie befanden sich im Norden des Landes, etwa 80 km von Shendi, auf der anderen Seite des Nils, soviel hatte Julian schon herausfinden können, als sie das Camp erreichten.

Als sie aus dem Wagen stiegen, umringten sie sofort eine Menge Kinder und Leute, um sie willkommen zu heißen. Die meisten dieser Menschen mussten Flüchtlinge aus dem Süden sein, überlegte er. Es herrschte Krieg zu dieser Zeit, erinnerte er sich schwach. Als er den schlechten Zustand der mageren Körper sah, erwachte in ihm sofort sein Medizinerherz. „Haben Sie Medikamente und Diagnoseeinheiten?“, fragte er, während er sich zu Rachel durchkämpfte.

„Ein paar. – Kommen Sie!“ rief sie ihm aus der Menge zu.

Julian konnte ihr nur sehr schwer folgen. Ständig zupfte irgendjemand an ihm herum oder versuchte auch nur einen liebevollen Blick zu erhaschen. Die Angst und den Hunger in den Augen der Menschen glaubte er, nie vergessen zu können. Als er es endlich geschafft hatte, dem Mob zu entfliehen, überkam ihn das schlechte Gewissen, dass diese Leute doch nur ein wenig

Zuneigung forderten und er vielleicht nicht in der richtigen Weise darauf eingegangen war.

„Sie können ihnen nicht allen helfen.“, schien Rachel seine Gedanken zu erraten

„Aber...“ versuchte er zu widersprechen.

„Geben Sie sich keinen Hoffnungen hin.“, unterbrach sie ihn, hob stattdessen die Plane eines großen nahestehenden Zeltes beiseite und bat ihn mit einer Geste darum einzutreten.

Der Geruch von Schweiß, Blut und Desinfektionsmittel schlug ihm wie eine Mauer entgegen. So viele Kranke hatte er nicht erwartet. Mit Entsetzen nahm er die Hilflosigkeit in den Augen des wenigen Pflegepersonals war.

Ein Kind stöhnte ganz in seiner Nähe. Den Jungen schüttelten Fieberkrämpfe und unzählige viele infizierte Wunden bedeckten den kleinen Körper.

Julian war sofort an seinem Lager, fühlte die heiße klamme Haut. „Haben Sie Antibiotika?“, fragte er.

Rachel hob mutlos die Schultern. „Mal sehen, was noch da ist.“ Damit verließ sie das muffige Zelt.

Als er sich wieder dem Jungen widmete, durchzuckte ihn ein Gedanke. Durfte er überhaupt etwas tun? Er war in der Vergangenheit. Was, wenn er sie veränderte? *Vertrauen sie auf die*

*Propheten* – Eine Stimme, die aus seinem tiefsten Inneren zu kommen schien. Die Propheten – Sie hatten ihn sicherlich nicht nur hierhergeschickt, damit er hier herumstand.

Rachel brachte einige Ampullen Antibiotika. Die Spritze war für Julian mehr als nur ungewohnt. Fast ehrfürchtig betrachtete er das Instrument. Die Britin bemerkte es und ließ zweifelnd verlauten: „Und Sie sind bestimmt Arzt? Es sieht fast so aus, als hätten Sie noch nie eine Spritze in der Hand gehalten.“

Wobei sie gar nicht so Unrecht hatte. Julian erinnerte sich zwar an die Handhabung, aber er selbst hatte so etwas noch nie gemacht. Er durfte sich jetzt keine Blöße geben, sonst war das Vertrauen, das er bei Rachel gewonnen hatte, dahin. So wie der Sand auf den Dünen, der sich bei jedem Luftzug zerstreute und entschwand. Er nahm also all seine Erinnerungen zusammen, bohrte die Nadel durch die Haut des Jungen und wünschte sich, er hätte ein Hypospray dabei.

\*\*\*

Bis zum Abend hatte sich Julian einen ersten Überblick verschafft. Die Lage war kritisch. Die meisten seiner Patienten litten unter chronischer Unterernährung und den Folgen schwerer Misshandlungen. Dazu kamen die Opfer von Cholera, Malaria, Hepatitis und anderen Krankheiten, aus-

gelöst von Parasiten durch unzulängliche Hygiene. Viel schlimmer aber traf ihn der Mangel an Medikamenten und medizinischen Geräten. Es war kaum die Hälfte der Sachen da, die er benötigte, um wenigstens den Patienten zu helfen, die im Krankenzelt waren. Was wenn noch mehr hinzukamen?

Erschöpft trat er vors Zelt, sog die kühle saubere Abendluft tief in sich hinein, bevor er sich die Zeit nahm, die Umgebung zu betrachten. Das Camp ruhte zwischen felsigen Hügeln mit schwachem Pflanzenwuchs und Sand. Überall war Sand. Durch den abendlichen Wind drang er jetzt fast überallhin, in die Zelte, die Kleidung, die Augen. Julian hatte heute mehr über seine Vergangenheit gelernt, als ihm lieb war. Er wanderte zwischen den Zelten und provisorischen Hütten umher und staunte einmal mehr, dass Menschen unter derartigen Bedingungen leben konnten. Rachel hatte ihm erzählt, dass fast 200 Sudanesen hier im Camp „Sachra Tarig“ lebten, was so viel wie Wüstenweg oder Wüstenpfad bedeutete. Von diesen Menschen waren viele aus den Bürgerkriegsgebieten im Süden geflohen - Nubier oder Menschen aus Juba.

Hier, im ödesten Teil der Region war die Chance zu überleben geringer, als in der Hauptstadt Khartum. Die Regierung kümmerte sich

kaum um die Flüchtlinge. Nur die Hilfswerke in Europa brachten ab und zu so viel Geld zusammen, um die Menschen hier wenigstens am Leben zu erhalten, aber mehr auch nicht. Es gab so gut wie keine sanitären Anlagen. Die Wasserstellen waren kärglich und verschmutzt. Doch die Leute überlebten, mit einer Kraft, die Julian überraschte. Am schwersten zu verstehen aber war für ihn die Tatsache dass es sich um Menschen handelte, keine Bajoraner oder andere Völker. Es fiel ihm nicht leicht, diesen Zustand zu akzeptieren, wo er doch nur die schöne Seite der Erde kennengelernt hatte. Der dunkelhäutige Mann, der ihn gerade um etwas Essen anbettelte, hätte genauso gut Sisko sein können. Er erschrak bei dem Gedanken. Was wenn die Welt – seine Welt – nicht so viel Glück gehabt hätte?

„Ach, hier sind Sie!“ Rachel tauchte aus dem Nichts neben ihm auf. „Ich habe Sie schon gesucht – Kommen Sie, ich zeige ihnen, wo sie schlafen können.“

Er reagierte nicht auf ihre Aufforderung, stattdessen ging er weiter, streckte seine Hand über der Gegend aus und fragte: „Warum? Warum lässt man die Leute hier vegetieren? Warum hilft man ihnen nicht?“

„Wir helfen ihnen,“ Sie kam näher und legte ihm eine Hand auf die Schulter, „so gut wir können.“

Er schüttelte energisch den Kopf. „Aber es reicht nicht.“

„Sicher“, stimmte sie ihm zu, „aber sie leben, das ist die Hauptsache. Unter welchen Umständen?! Nun ja, das ist sehr traurig, aber wir können es nicht ändern.“

„Wo bleibt da die Menschlichkeit?!“, begann er zu argumentieren, doch sie wandte sich von ihm ab.

„Kommen Sie!“

Der Arzt folgte ihr nur widerstrebend. Seit dem letzten Augenblick hatte er das Gefühl, sie vertraute ihm nicht. Bei seinem plötzlichen Auftauchen nicht ganz ungerechtfertigt.

„Erzählen Sie mir, was ich noch nicht weiß!“ startete sie spontan und schien wieder seine Gedanken erraten zu haben.

Julian zögerte: „Womit soll ich beginnen.“

„Mit der Wahrheit.“, konterte sie. „Sind Sie ein Spitzel der Regierung?“

„Nein, natürlich nicht.“, antwortete er wahrheitsgemäß, doch als er in ihre Augen sah, erkannte er, dass sie ihm nicht glaubte.

„Man hat mich vor ihnen gewarnt. Sie könnten hier sein, um unsere Verbindungen zu gewis-

sen Opportunistengruppen zu prüfen. Aber ich sage Ihnen schon jetzt, Sie werden nichts dergleichen finden.“

„Ihre Sorge ist unbegründet.“, versuchte Julian sie zu beruhigen.

„Dann erzählen Sie mir ihre Geschichte. Vielleicht glaube ich sie ja. Aber – Bashir – schon Ihr Name ist ein Spott für diese Leute.“ Sie deutete um sich. „Omar Hassan Ahmad al-Bashir ist das Schlimmste, was diesem Land je passieren konnte. Von mir aus sperren Sie mich dafür in eines Ihrer Geisterhäuser, aus dem ich dann entweder tot oder als Krüppel herauskomme.“ Mit diesen Worten ließ sie ihn stehen.

Plötzlich verstand Julian, ahnte mit einem Mal, warum er ausgerechnet zu dieser Zeit hierher gebracht worden war. Warum hatte er sich nie genauer mit der Geschichte seiner Familie auseinandergesetzt? Er schämte sich dafür und versprach sich, das bei Gelegenheit nachzuholen. Aber zuerst musste er versuchen, Vertrauen bei Rachel zu finden. Er eilte ihr nach, kurz bevor sie eine spärliche schlecht zusammengezimmerte Hütte betrat.

„Ich erzähle Ihnen die Geschichte, aber Sie werden mir nicht glauben.“ bekannte er offen.

„Das werden wir sehen.“, entgegnete sie mit einem Lächeln. „Kommen Sie herein. Ich mache

uns einen Tee. Sie sehen ganz danach aus, als ob Sie ihn gut gebrauchen könnten.“ Julian folgte ihr ohne ein Wort der Erwiderung.

\*\*\*

„Glauben Sie an Gott?“

Ein ungewöhnlicher Beginn für eine Geschichte, dachte Julian. Aber sie war ja auch ungewöhnlich, selbst in seinen Augen.

„Bei all dem Leid hier, das ich täglich sehe?! – Nein, nicht mehr.“

„Dann stellen sie sich vor, dass es irgendwo jemanden gibt, für den Begriffe, wie Raum oder lineare Zeit keine Bedeutung haben. Jemand mit dieser Macht, hat mich hierher gebracht.“ erklärte er vorsichtig.

Rachel hob eine Braue. „Lineare Zeit! Sie reden doch nicht etwa von Außerirdischen?“ Man konnte ihre Skepsis förmlich fühlen.

Wie konnte er ihr etwas erklären, was er nicht mal selbst verstand, und wer sagte ihm, dass das alles hier sich nicht nur in seinem Kopf abspielte?

„Vielleicht sind Sie aus einem Flugzeug gefallen und haben es nicht bemerkt.“, entgegnete sie spöttisch.

Doch Julians Blick ließ sie ernst werden. „Sie verstehen nicht!“, erklärte er. „Ich bin nicht aus dieser Zeit.“

„Oh doch, ich verstehe.“ Sie setzte wieder ihr unglaublich charmantes Lachen auf und schenkt ihm Tee nach. „Sie sind ein Zeitreisender.“

Julian resignierte. Warum dachte er nur, dass sie ihm Glauben schenken würde? Nachdenklich trank er seinen Tee und schwieg.

„Was machen Sie so in der Zukunft, oder kommen Sie aus der Vergangenheit? Braucht man da überhaupt noch arbeiten?“ Rachels Frage kam überraschend.

„Ich komme aus einer entfernten Zukunft und arbeite als Arzt auf einer Raumstation, in der Nähe von Bajor. Einem Planeten der viele Lichtjahre von der Erde entfernt ist.“

Ein amüsiertes Schmunzeln überzog Rachels Gesicht.

Julian hob seufzend die Schultern. „Sehen Sie, Sie glauben mir nicht.“

„Habe ich irgendetwas gesagt?“ Sie machte eine ahnungslose und harmlos wirkende Miene.

„Es ist kompliziert.“, versuchte er zu erläutern, „Ich verstehe es selbst nicht. In einem Augenblick war ich noch dort und im nächsten stehe ich hier in der Wüste und weiß nicht mal, wofür das alles.“ Er trank seinen Tee und klammerte sich nachdenklich an der Tasse fest.

Sie stieß ein Lachen aus. „Die Geschichte ist so unglaublich und verrückt, dass Sie sie sich mit

Sicherheit nicht ausgedacht haben. Wissen Sie, “ Sie ergriff seine Hand und löste sie von der Teetasse, „ich sehe Sie als Geschenk, das uns der Himmel gemacht hat. Sie sind genau der, der uns im Moment weiterhelfen kann. Sie sind der Arzt, den die Menschen hier brauchen. Und vielleicht sehen sie in Ihnen denjenigen, der ein wenig von der Schuld begleicht, die die Regierung, vom Tage des Putsches an, auf sich geladen hat. Ein kleiner Teil Wiedergutmachung...Sie verstehen wie ich das meine – Bashir?“

Julian sah auf. Sie verstand ihn, stellte er mit Erstaunen fest. Sie kannte die Antworten auf seine Fragen und schien ihm zu vertrauen, zu einem kleinen Teil zumindest. Nun war es an ihm, sie und all die Menschen hier nicht zu enttäuschen. Seine Fähigkeiten als Arzt waren gefordert und er würde alles tun, um wenigstens den Leuten hier im Lager zu helfen. Wenn er schon nichts, für all die anderen geknechteten Individuen in diesem Land tun konnte. Er lächelte und drückte ihre Hand. „Danke, dass sie mir so viel Vertrauen entgegenbringen.“

„Der Dank ist ganz auf meiner Seite.“ –

Plötzlich hörten sie laute Stimmen vor der Hütte, denen ein Poltern folgte, bis jemand die Tür aufriss.

„Rachel!“ Ein dunkelhäutiger Mann erschien.

Julian erkannte in ihm einen der Helfer, mit denen er heute gearbeitet hatte.

„Schnell, kommen Sie!“, drängte er. „Es gab wieder eine Umsiedlungsaktion. Als zwei unserer Lastwagen die Leute aufnehmen wollte, griff die Polizei ein...“

„Oh mein Gott!“ Die Frau sprang entsetzt auf. „Wie viele sind es diesmal?“

Der junge Sudanese versuchte ein betroffenes Gesicht zu machen. „Es haben nur wenige geschafft!“

Rachel entfuhr ein Stöhnen. Sie sah Julians fragenden Blick und meinte nur: „Ich brauche Sie! Es gibt viel Arbeit.“

Der Arzt folgte ihr hinaus in die inzwischen hereingebrochene Dunkelheit. Er zog den Mantel enger um die Schultern, denn es war recht kühl geworden. „Warten Sie!“, rief er ihr nach, als sie mit großen Schritten davoneilte.

Sie blieb kurz stehen und ließ ihn herankommen.

„Erzählen Sie mir, was mich erwartet! Was ist eine Umsiedlungsaktion?“

„Ich glaube, sie kommen tatsächlich aus der Zukunft oder wenigstens aus dem Ausland.“ Ohne auf eine Reaktion von ihm zu warten, fuhr sie fort: „Durch den Bürgerkrieg im Süden flüchten viele Zivilisten in die großen Städte im Norden.“

Sie leben dort in slumähnlichen Vororten. Das passt natürlich nicht in die von der Regierung ausgerufenen Kampagne zur ‚Nationalen Errettung‘, also werden sie wieder vertrieben, indem man ihre Häuser abreißt und mit Baumaschinen dem Erdboden gleich macht. Sie werden dann wie Vieh verladen und in Lager gebracht, die diesem hier sehr ähnlich, aber viel schlimmer, sind. Wenn sie sich wehren, bekommen sie eine Brutalität zu spüren, an der viele zugrunde gehen.“

Julian konnte nichts erwidern, als sie geendet hatte. Zu schwer schien ihm die Vorstellung, von dem, was sie ihm gerade erzählt hatte. Gespannt lauschend war er neben ihr hergeeilt und hatte versucht mit ihr Schritt zu halten. Wie konnte so etwas sein, hier bei seinem eigenen Volk? Doch wie eine Antwort hörte er plötzlich die Schreie, das Rufen der Männer, die um zwei große Transportfahrzeuge herumstanden und irgendetwas abluden. Erst als er näher kam registrierte er, dass es sich um menschliche Körper handelte. Verletzte schreiende Menschen. Er sah auf sie herab und war wie gelähmt. Er erkannte das Grauen, doch er konnte es nicht begreifen. Irgendetwas war in ihm zerbrochen. „Wer tut so was?“ hauchte er vor sich hin.

Rachel schien ihn gehört zu haben und antwortete schlicht. „Regierungstruppen!“

Er sah sie aus großen Augen an, Augen wie sie erschrockener nicht sein konnten. Die Britin erkannte in ihnen die Augen eines kleinen Jungen, wie es viele im Lager gab. Er sah sein Volk, doch er begriff nicht, was mit ihm geschah. Sie musste versuchen, ihn von diesen entsetzlichen Gedanken abzulenken.

„Los, helfen sie mir. Wir müssen die Verletzten erst einmal ins Sanitätszelt bringen.“

Zu diesem Zeitpunkt erwachte in dem jungen Arzt seine Berufung. Auf einmal drängten sich all die Gefühle beiseite und machten einer bedingungslosen Professionalität Platz. Julian packte mit an, trug die ersten Opfer ins Zelt und begann mit der Versorgung ihrer Verletzungen. Er war bemüht allen zu helfen, aber er musste auch viele Kompromisse eingehen. Mit der Medizin des 24. Jahrhunderts hätte er es leicht geschafft jeden zu retten, doch hier und jetzt...Zudem war der Gesundheitszustand der meisten sehr schlecht. Viele waren unterernährt und ihr Immunsystem durch Infektionen bis aufs Äußerste erschöpft. Doch sie schafften es, vielen von ihnen eine Chance zum Weiterleben zu geben.

Es war mitten in der Nacht und Julian sehr müde, als er noch einmal durch das mit Moskito-

netzen verhängte Krankenzelt wanderte. Leises Stöhnen mischte sich mit anderen Geräuschen eines unruhigen Schlafes. Es roch nach Desinfektionsmitteln, aber der Arzt nahm keinerlei Notiz mehr davon. Ganz hinten, dort wo die Zeltwand an das Versorgungszelt grenzte, in dem Arzneien und medizinische Geräte lagerten und wo sich eine kleine OP-Ausrüstung befand, hörte er ein leises Schluchzen.

Der Junge, den er am Morgen behandelt hatte, lag zusammengekauert auf dem Lager aus dünnen Decken. Julian hockte sich daneben und streichelte das lockige Haar. Das Schluchzen verebbte und zwei große Augen musterten ihn.

„Es ist alles gut.“, versicherte er dem Jungen.

„Wo ist meine Mutter? Ich möchte zu ihr.“, flüsterte die leise Stimme.

„Ich weiß nicht, wo deine Mutter ist.“, antwortete der Arzt, „Aber möchtest du, dass ich morgen nach ihr suche und sie hierherbringe.“

Der Kleine nickte und kuschelte sich an den Arzt. Julian hielt ihn fest und summte die kleine Melodie, die ihm seine Mutter immer vorgesungen hatte, als er noch klein war. Es dauerte nicht lange und beide waren fest eingeschlafen.

Als Rachel den schlafenden Arzt neben dem Bett des Jungen fand, glitt ein Lächeln über ihre

Züge. Sie berührte Julian sanft am Arm. „Julian! Sie können hier nicht schlafen.“

Er hob erschöpft den Kopf und blinzelte sie an.

„Julian!“ forderte sie mit sanftem Nachdruck, „Ich bringe Sie ins Bett.“

Der Arzt fuhr noch einmal zärtlich durch den Haarschopf des jungen und erhob sich gähmend „Wieso sind Sie nicht müde?“ Er taumelte vor Müdigkeit, als er nach draußen in die kalte Nacht trat.

Sie legte ihren Arm stützend um seine Schultern. „Wissen Sie!“, meinte sie lächelnd, „Irgendwann verlernt man müde zu sein.“

Er nickte und ließ sich bereitwillig von ihr zur Hütte führen. Schließlich fiel er erschöpft auf das harte Lager und war sofort eingeschlafen.

\*\*\*

Die Sonne blinzelte durch schmutzige Scheiben und schickte ihre Strahlen auf sein Gesicht. Er wollte nicht aufwachen, noch nicht. Der seltsame Traum von dem Vedek, der ihn in die Wüste geschickt hatte, war so real, und er kannte noch nicht alle Antworten.

Doch die Realität berührte ihn und zog in sanft aus der Traumwelt zurück ins Leben. Nachdem er die Augen öffnete, erkannte er, dass es kein Traum gewesen war. Er befand sich noch

immer in der Vergangenheit. Die steifen Glieder knackten bei jeder Bewegung, als er sich räkelte und zum Tisch wankte. Die Mahlzeit dort war so spärlich wie die am vergangenen Abend, und Julians Hunger war so mächtig, dass er in Minuten alles verschlang.

Er trat nach draußen, sah in eine Sonne, die schon hoch am Himmel stand. Er musste sehr lange geschlafen haben, schoss es ihm durch den Kopf. Den Weg zum Sanitätszelt kannte er mittlerweile so gut, dass er sich ohne fremde Hilfe zurecht fand. Im Zelt kümmerte er sich um seine Patienten, verabreichte ihnen die nötige Medizin oder schenkte ihnen auch nur ein Lächeln, das sie für den Rest des Tages am Leben erhielt.

Inzwischen kam er immer besser mit der Situation zurecht, mit den gequälten Körpern und Seelen der Menschen, die ihn mehr berührten als alles andere zuvor in seinem Leben. Und er war sich nicht mehr sicher, ob es wirklich das war, was er schon immer tun wollte. Das war die Grenzmedizin, so wie er sie sich immer gewünscht hatte und die er so im 24. Jahrhundert nie finden würde. Aber plötzlich kam ihm die Erkenntnis, wie er sich etwas derartig Grausames hatte wünschen können. Da ging es um das Leben von Menschen...Er erinnerte sich an die Worte von Major Kira, als sie sich zum ersten Mal be-

gegnet waren: „Diese Wildnis ist meine Heimat.“ Er hasste sich dafür, je nur daran gedacht zu haben, wie sehr die Bajoranische Situation ihm wie der Himmel der Grenzmedizin vorgekommen war.

Plötzlich kam Leben ins Camp. Julian erwachte aus seinen Gedanken, als er lautes Motorengeheul und das noch lautere Geschrei der Bewohner vernahm. Neugierig verließ er das Zelt.

Eine riesige Menschenmenge versperrte, wie eine brodelnde Masse die Sicht auf den LKW. Julian sah sich chancenlos, da hindurchzukommen, doch die Leute schienen ihn zu erkennen und ließen ihn durch.

Rachel stand bei dem Fahrer und diskutierte mit ihm über ein paar Papiere, während junge Männer schwere Kisten vom Wagen hoben.

„Kann ich Ihnen helfen?“, rief der Arzt ihnen zu, doch sie winkten ab und gaben ihm nur allzu deutlich zu verstehen, dass er im Wege stand. Daraufhin gesellte er sich zu Rachel, die noch immer mit dem Fahrer stritt.

„Was heißt: Das ist alles?“, empörte sie sich gerade, „Das ist noch weniger, als wir beim letzten Mal bekommen haben.“

Der Fahrer hob entschuldigend die Schultern und meinte, dass er am wenigsten dafür könne. Er übergab Rachel ein weiteres Schreiben, auf dem

Julian ein Symbol erkannte, dass dem der Föderation sehr ähnlich war. Die Frau überflog das Dokument, stieß dann schnaubend die Luft aus, zerknüllte es und warf es wütend weg.

„Was denken die sich eigentlich? Als ob die Menschen hier nicht auch verhungern, frieren und durch Verletzungen sterben würden.“ Sie sah Julians fragende Augen und setzte dann sanfter hinzu: „Ich erkläre es Ihnen später. Zuerst müssen wir die Lebensmittel verteilen und die Medikamente ins Sanitätszelt bringen. Sie können mit anfassen!“

Über eine Stunde lang transportierten sie Kisten, Säcke und Kartons mit Verbandszeug und Medizin. Die ungewohnte Belastung machte sich bald in Julians Gliedern bemerkbar. Sein Rücken und seine Arme schmerzten, doch er wollte sich vor Rachel keine Blöße geben und versuchte seine Leiden zu ignorieren.

„Das war die letzte!“, verkündete die Britin und Julian sank daraufhin erschöpft auf eine der Kisten. Rachel nahm neben ihm Platz. „Puh!“, stöhnte sie, „Das nimmt einen ganz schön mit, nicht wahr!?“

„Mhm!“ Zu mehr war Julian im Moment nicht fähig. Er rieb sich die überanstrengten Muskeln, damit sie nicht steif wurden. Plötzlich fiel ihm der Junge von gestern Abend ein, er hatte

doch versprochen seine Mutter zu finden. „Rachel!“ richtete er sich an die Frau, die gerade dabei war, sich zu erheben, sich dann aber entschloss sitzen zu bleiben. „Der Junge dort draußen.“, Er deutete auf den Raum, indem die Krankenbetten standen, „Fragte mich gestern nach seiner Mutter.“

„Sahib!“ Ihre Augen bekamen einen traurigen Glanz. „Er hat keine Mutter, jedenfalls nicht hier im Lager. Sein Bruder brachte ihn zu uns. Sie sind bei einem der Transporte dabei gewesen...“ Sie sprach nicht weiter, doch Julian wusste auch so, was sie meinte.

„Es tut mir leid.“, flüsterte der Arzt, „Und ich habe ihm versprochen seine Mutter zu finden.“

„Sie konnten das nicht wissen.“

Er nickte. „Der Bruder des Jungen. Ist er hier?“

„Ich weiß es nicht genau.“, begann sie zögernd.

Julian war sich sicher, dass sie wusste, wo er war, aber er spürte auch, dass sie mit sich kämpfte, ob sie es ihm sagen sollte. Er ließ es sich nicht anmerken, sie hatte bestimmt ihre Gründe dafür.

„Er hat sich einer Rebellengruppe angeschlossen.“ platzte es plötzlich aus ihr heraus.

Julian war überrascht über das Vertrauen, das sie ihm entgegenbrachte. Die Information, die sie

ihm gerade gegeben hatte, schien weitaus gefährlicher zu sein, als er angenommen hatte. Er setzte zu einer weiteren Frage an, wurde jedoch unterbrochen.

Ein kleines Mädchen näherte sich vorsichtig den beiden Erwachsenen auf den Kisten. Ihre dunklen Augen im tiefbraunen Gesicht strahlten wie kleine Sonnen. In der Hand hielt sie das zerknüllte Blatt Papier, welches Rachel vorhin so achtlos weggeworfen hatte.

Julian begriff, dass hier mitten in der Wüste, Papier wohl genauso selten war, wie im Computer-Zeitalter 24. Jahrhunderts.

Die Kleine streckte das sorgfältig geglättete Dokument Rachel entgegen, die es mit einem süßsauren Lächeln ergriff. Daraufhin drehte sich die Kleine um und schlüpfte eilig durch den Zeltausgang davon. Rachel seufzte und schwieg.

Julian dagegen konnte seine Neugierde nicht länger im Zaum halten. „Was ist?“

„Die Kleine.“, begann die Britin, „Sie wusste nicht mal, dass sie wahrscheinlich ihr Todesurteil in der Hand hielt.“

„Todesurteil?“ Seine Augen ruhten so intensiv auf ihren Lippen, als könnten sie damit noch mehr Informationen aus ihnen herauspressen.

„Ein Schreiben der UN.“, erklärte sie ohne auf ihn zu achten, „Sie müssen einen großen Teil

der Hilfsgüter an andere Stellen umleiten...“ Sie machte eine kurze Pause, schien ihre Wut und ihre Traurigkeit, hinunterschlucken zu wollen, doch es gelang ihr nicht. Mit einem wütenden Ausdruck in den Augen sagte sie laut: „Dieser verdammte Balkankrieg, da glaubt man...“ Sie brach ab und schluchzte heiser. „Da glaubt man,“, fuhr sie ruhiger fort, „es wäre endlich Frieden in Europa und dann...“ Tränen der Wut stiegen ihr in die Augen.

Julian starrte sie mitleidvoll an, doch in seinem Gehirn suchte er verzweifelt nach verlorenen Geschichtskennntnissen. Balkankrieg? Er hatte nicht gewusst, dass es zu dieser Zeit noch so viele Kriege gab. Nur sehr schwach konnte er sich an die Geschichtsdaten erinnern, wie an einen Schatten. Erneut schwor er sich, wenn er wieder zurück war, seine Geschichtskennntnisse aufzufrischen und zu vertiefen. – Wenn er je wieder zurückkäme! So langsam begann er daran zu zweifeln. Vertrauen sie auf die Propheten, schossen ihm erneut die Worte des Vedeks durch den Kopf und er wandte sich wieder der Frau zu. Sanft legte er seine Hand auf ihre Schulter. „Rachel! Ich möchte, dass Sie wissen, dass Sie mir vertrauen können.“

Sie war überrascht über die Geste. Ganz deutlich begann sie eine gewisse Zuneigung zu dem

Arzt zu spüren. Aber ihr Verstand sagte ihr, dass sie ihn dafür noch viel zu wenig kannte. „Ich weiß das zu schätzen, aber Sie müssen verstehen, dass ich mich in einer Lage befinde, die viel mit Verantwortung zu tun hat und in der ich so vorsichtig wie möglich sein muss.“

Julians schwaches Nicken deutete Verständnis an. „Ich würde Ihnen so gern helfen. Wenn ich nur wüsste, wie?“, flüsterte er nachdenklich.

Rachel sah zu ihm auf. In ihren Augen schimmerten Tränen. Oder täuschte er sich da? An dem sondierendem Blick, dem sie ihm zuwarf, glaubte er den inneren Kampf auszumachen, den sie gerade bestritt.

„Vielleicht...“ begann sie zögernd, „sollten Sie doch mit Sahibs Bruder sprechen.“

„Wieso?“ Es erstaunte Julian der Vorschlag Rachels. „Was könnte der Bruder eines kleinen Jungen an unserer Lage ändern?“

„Sie werden schon sehen.“, drangen ihre Worte an sein Ohr. Seinen fragenden Blick ignorerend stand sie auf und verließ ihn.

\*\*\*

Die Abenddämmerung legte sich wie ein Schleier über die Landschaft. Kühler Wind verdrängte die Hitze des Tages und zupfte an seinen Haaren. Julian genoss die Stille, als er den kleinen Hügel erklomm und von oben über das Lager

schaute. Es erstreckte sich über ein ansehnliches Areal. Blecherne Hütten wechselten sich ab mit Zelten und provisorisch zusammengezimmerten Holzbuden. In all den Behausungen gingen die Lichter an und verbreiteten eine warme Helligkeit.

„He Sie, Spitzel! Was sehen Sie, wenn Sie darunter schauen?“

Julian fuhr herum. Der Junge, der da stand, war nicht älter als fünfzehn und in seinen Augen flammte wilder Hass. „Wer bist Du?“, fragte er.

„Ha!“, machte er verächtlich, „Sie haben meinem Bruder versprochen seine Mutter zu finden. Sie sollten bald damit anfangen sie zu suchen, sonst schaffen Sie es womöglich nicht. Und das wäre doch schade.“

Das war also Sahibs Bruder. Julian war entsetzt über so viel Misstrauen, Ärger, ja sogar Hass, der ihm von dem Jungen entgegenschlug. Was musste ihm widerfahren sein, dass er so reagierte, so kalt und nicht wie ein Junge seines Alters? „Ich wusste nicht, dass deine Mutter...“, brach Julian entschuldigend ab.

Misstrauen blitzte kalt in den dunklen Augen, während sich der Junge gegenüber auf einen Felsvorsprung setzte. Julian hielt seinem Blick stand. Ein Blick der nicht viel über sein Gegenüber verriet.

„Ich bin nicht das, wofür ihr mich alle haltet, was auch immer das sein mag.“, begann der Arzt mit seiner Verteidigung

„Sie sind Arzt.“ Aus dem Munde des Jungen klang das so verächtlich, als wäre es ein Verbrechen.

Julian seufzte und ließ sich auf den immer noch warmen Boden gleiten.

„Ich bin nur hier, um mit Ihnen zu reden, weil Rachel mich darum gebeten hat. Sie haben sie eingewickelt mit ihrem männlichen Charme, ihre Gedanken vernebelt. Ha!“ Er spuckte auf den Boden und verfehlte Julian nur um Haaresbreite. „Frauen sind so leicht zu beeindrucken. Ich dachte Rachel wäre da anders. Sie versucht zu helfen, uns zu verstehen, aber sie wird es nie schaffen, weil sie allein und keine von uns ist.“ Er ließ seinen Blick übers Tal schweifen.

„Ich könnte ihr helfen!“, schlug Julian vor.

„Sie!?“, stieß der Junge lachend hervor. „Sie wissen ja nicht mal, wo sie hergekommen sind. Rachel haben sie weiß gemacht, Sie seien aus der Zukunft. Was für ein Unsinn, als nächstes erzählen Sie uns noch Sie sind ein Gott oder so was. Allah möge mir verzeihen, aber das ist das Letzte was wir hier brauchen.“

„Verrätst du mir deinen Namen?“ Es war Julian gleich, was der Junge über ihn dachte. Die

Situation war zu verworren, um sie irgendeinem plausibel zu machen und der Junge war nicht der Richtige, den er mit seiner Geschichte belangen wollte. Dieser hatte ganz andere Dinge im Sinn. Dinge die mitunter sehr gefährlich für den Arzt sein konnten. Julian musste Vertrauen schaffen, das war seine einzige Chance hinter die verbitterte Maske im dunklen Antlitz des Jungen zu blicken.

„Ahmed.“, erhielt er die Antwort.

Der Arzt nickte und besann sich auf etwas, was er in seiner Karriere immer vernachlässigt hatte – den Umgang mit Menschen. Das war etwas anderes, als der Umgang mit Patienten. Dort war er der Arzt und hatte ihr uneingeschränktes Vertrauen. Aber im Umgang mit seinen Mitmenschen fehlte ihm sehr oft das Einfühlungsvermögen. Er ertappte sich meistens zu spät dabei, dass er sich ständig in den Vordergrund drängte und mit seinen Leistungen prahlte, etwas das er hinterher immer sehr bereute, aber nicht wiedergutmachen konnte. Hier und jetzt erkannte er, dass es viel zerstörerischer war, als er angenommen hatte und gerade in diesem Moment, wo er mit dem Jungen sprach, war sein übliches Verhalten in keiner Weise nützlich. „Ich möchte so gern verstehen.“, brachte er leise hervor.

Ahmed sah erstaunt auf. Sein Haar loderte wie ein schwarzer Flammenkranz unter dem weißen Käppi hervor und seine dunklen Augen verrieten Erstaunen.

„Als Kind habe ich die Wüste gehasst.“, erzählte Julian weiter, „Meine Eltern haben das nie verstanden. Nun vielleicht lag es daran, dass sie mir immer so leer, so sauber fast klinisch vorkam. Dort warteten keine Abenteuer mehr, keine großen Karawanen, keine Beduinen. Ich war froh, als wir weggegangen sind. Sein Blick reichte nun durch die hereingebrochene Dunkelheit bis zu den Lichtern der Hütten. „Heute glaube ich, das alles mit anderen Augen zu sehen. Vielleicht kann man seine Wurzel doch nicht verlieren?“

„Sie sind froh, dass sie wieder hier sind?“ In der Frage klang echte Verwunderung mit.

Julian nickte.

„Auch wenn Sie so leben müssten wie die hier?!“ Ahmed deutete zum Lager.

„Vielleicht gerade deshalb.“

Mit einem gemurmelten Fluch erhob sich der Junge. Zornige Blicke trafen den Mann vor ihm. „Sie machen sich über uns lustig. Kein Europäer würde so leben wollen wie wir.“

„Ich bin kein Europäer.“, erinnerte Julian mit einer Gelassenheit, die ihn selbst verblüffte.

„Was sind sie dann?“, fragte der Junge. Eigentlich sollte es verächtlich klingen, aber da war eine Spur von Neugier die stärker war als der Zorn.

„Ich weiß, dass ich keiner von euch bin und wahrscheinlich auch nie sein werde.“, legte Julian mit einer Offenheit dar, die Ahmed noch mehr in Verwirrung stürzte. „Ich bin...“ sinnierte der Arzt weiter, stockte jedoch und meinte dann: „Ich weiß nicht, wer ich bin. Ich habe hier das Licht der Welt erblickt. Allah würde sagen, ich bin ein Teil dessen, was du siehst, das Land, der Himmel, sogar ein Teil dieser vertrockneten Grashalme unter meinen Händen.“

Die Augen des Jungen verengten sich zu kleinen Schlitzen, als er den Worten Julians lauschte. „Sind Sie ein Prediger?“ In dem Ton in dem er das sagte, glaubte der Arzt zu erkennen, dass das in den Augen des Jungen noch verabscheuungswürdiger war, als Arzt zu sein.

„Nein, ich bin Arzt. Wie du schon festgestellt hattest.“, schlug Julian ihn mit den eigenen Waffen.

Ein kurzes Lächeln huschte über Ahmeds Gesicht. „Sie sind komisch“, meinte der Junge nur und setzte sich wieder.

„Weil ich nicht das bin, was du erwartet hast?“ Julian musterte ihn und stellte erfreut fest,

dass er mit dieser Bemerkung genau ins Schwarze getroffen hatte.

„Sie stellen keine Fragen wie die anderen.“ Er machte eine abschätzige Geste, die Regierung bedeutete.

„Das Schreiben hat Rachel sehr getroffen. Ich möchte ihr gern helfen, aber ich weiß nicht wie. Sie meinte, dass du vielleicht...“ Der Arzt zögerte, möglicherweise war der Augenblick für diese Frage nicht der richtige, aber er musste sie einfach stellen.

„Ich weiß nicht?! Das habe ich nicht zu entscheiden.“ Das erst erlangte Vertrauen schien von Julians Bitte nicht gefährdet. Der Junge grübelte. „Sagt Ihnen der Name Dr. Magdi Mohamedani etwas?“

Julian schüttelte den Kopf. „Nein, nichts!“

„Er ist Mitglied in der verbotenen Ärztevereinigung und wurde deshalb schon mehrmals verhaftet. Er könnte möglicherweise die fehlenden Medikamente beschaffen“, erklärte der Junge.

Julian sprang auf. „Wo kann ich ihn finden?“

„In Khartum“, antwortete Ahmed, „Aber Sie müssen vorsichtig sein, die Regierungspolizei sieht das nicht so gern.“

„Du gehst ein ziemliches Risiko ein, mir das zu erzählen!?“, erkannte der Arzt.

Der Junge erhob sich langsam und meinte schulterzuckend: „Ich hoffe, Rachel hat sich nicht in Ihnen getäuscht.“

„Sie wird nicht enttäuscht sein“, versicherte der Arzt und machte sich auf den Rückweg.

Der junge Ahmed blieb stehen und sah ihm durch die Dunkelheit hinterher. „Sie werden in der Stadt einen Führer brauchen“, rief er.

Julian schmunzelte. „Na dann weiß ich doch schon, an wen ich mich wenden muss.“

\*\*\*

„Nach Khartum?! Haben Sie den Verstand verloren.“ Rachel war außer sich. „Wie wollen Sie dorthin kommen?“

Julian schluckte: „Das weiß ich nicht“, antwortete er, überzeugt davon, dass es kein Problem dabei gab.

Die Britin stieß einen verächtlichen Ton aus und ordnete die Papierberge, die sich auf dem provisorischen Schreibtisch angesammelt hatten.

„Ich hatte da an Ihr Automobil gedacht“, schlug Julian kleinlaut vor.

„Den Rover?!“ Sie zog verärgert die Brauen zusammen. „Hören Sie, nach Khartum sind es viele hundert Kilometer und wir sind hier nicht in Europa, wo man an jeder Straßenecke Benzin bekommen kann.“

„Benzin?“, fragte er vorsichtig.

„Jetzt tun Sie nicht so, als wüssten Sie nicht, wovon ich rede!“, sprühte sie ihn funkelnd an. „Außerdem gehört der Treibstoffvorrat der Hilfsorganisation. Ich werde ihn nicht verschwenden, nur weil Sie eine Spazierfahrt machen wollen.“

„Es ist nicht für mich“, erinnerte Julian. „Es geht vielmehr um Sie und die Menschen da draußen.“

Das brachte Rachel zum Schweigen. Nachdenklich hielt sie in ihrer Arbeit inne und starrte ihn erwartungsvoll an.

„Ahmed meinte, dass es in Khartum einen Arzt gibt, der uns helfen könnte...“

„Sie meinen doch nicht Dr. Mohamedani...“, fuhr sie fragend dazwischen.

„Ja!“

Sie wandte sich von ihm ab und wieder ihrem Schreibtisch zu. „Schlagen sie sich das aus dem Kopf, Julian. Das ist viel zu gefährlich.“

Julian war sichtlich enttäuscht. Er hatte sich so gefreut, ihr helfen zu können und nun schlug sie seinen Vorschlag einfach in den Wind. Was war so gefährlich an der Sache einen Arzt zu besuchen und ihn um Hilfsgüter zu bitten? Er verstand diese Welt nicht, begriff nicht die Schwierigkeiten mit denen sich die Menschen hier herumplogten und die aus dem Mangel geboren waren.

Als sein Schweigen andauerte, drehte sich Rachel überrascht zu ihm um und sah die Bitte in seine fragenden Augen. „Sie verstehen es nicht.“ sagte sie leise und kam näher. „Es gibt so viele Dinge, die Sie hier nicht verstehen“, fuhr sie mit einer Sanftheit fort, die Julian verwirrte.

„Warum können wir nicht dorthin fahren und es wenigstens versuchen?“

Rachel schloss resigniert die Augen und ein Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht. „Okay! Sie haben gewonnen.... Aber ich fahre.“

Julian hob abwehrend die Hände. „Bitte, bitte, ich habe nichts dagegen.“



## Der Verrat

Sie hatten das Camp schon lange hinter sich gelassen und fuhren nun die breite Pistenstraße entlang. Außer ein paar dürrer Bäumen und dünnen Grasbüscheln gab es nichts, was den Straßenrand attraktiver gemacht hätte. Immer wenn Julian aus dem Fenster des Wagens blickte bot sich ihm das gleiche eintönige Bild von gelbem steinbedecktem Boden. Die Morgendämmerung war gerade vorbei und die Sonne stach schon jetzt so heiß, dass er schwitzte. Seine Blicke wanderten prüfend nach hinten zu den beiden großen Wasserkanistern, auf denen es sich Ahmed bequem gemacht hatte. Der Junge lächelte nicht, sondern sah nur starr und stumm nach draußen. Man hatte ihm viel zu früh die Kindheit genommen, dachte Julian und bedauerte, dass der Junge nicht in seiner Zeit aufgewachsen war, wo es keine Not und kein Elend gab.

„Leben Ihre Eltern noch?“ Rachels Frage holte Julian zurück in die Gegenwart. „Ja!“ Er war überrascht von ihrer Frage, mochte es aber nicht zeigen.

„Was macht Ihr Vater?“

Die Frage traf einen wunden Punkt in ihm, den er lieber verleugnet hätte. „Er ist Land-

schaftsgärtner.“ Das entsprach sogar der Wahrheit, jedenfalls bevor die Sache mit der Genetischen Aufwertung herausgekommen war. Sein Vater war schon immer jemand, der nie lange bei einer Tätigkeit geblieben war, oder sich zu etwas berufen gefühlt hätte. Also versuchte Julian seinen Tonfall so neutral wie möglich klingen zu lassen, als er weiter erzählte: „Aber er ist zur Zeit...“ Er zögerte noch. „...im Gefängnis!“

Rachel richtete Ihren Blick von der Piste zu ihm. „Was...?“, kam es vorsichtig von ihren Lippen.

Julian schüttelte den Kopf. „Eine lange alte Geschichte. Es ging dabei um mich.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Ich wünschte, er wüsste, dass ich hier bin.“

„Sie lieben ihn?“, stellte sie zweifellos fest.

Dem Arzt entfuhr ein gepresstes Lachen. „Das war aber nicht immer so.“

„Verstehe! Tut mir leid.“ Sie richtete ihre Aufmerksamkeit wieder nach vorn, als sie merkte, dass Julian das Thema unangenehm war. Sie verstand das, jeder hatte in seinem Leben Dinge, über die er nicht gerne sprach.

Sie fuhren schweigend weiter. Ihr Weg führte sie durch die karge Landschaft von Afrikas Nordosten. Ab und zu trafen sie sogar auf einige Ansiedlungen und Menschen an der Straße. In

Schleier gehüllte Frauen mit Kindern auf dem Rücken oder an der Hand. Julian hatte fast vergessen, wie fremd die orientalische Kultur der westlichen Welt gewesen war. In seiner Zeit wurden Tradition und Brauchtum nicht so fanatisch befolgt, wie es hier noch der Fall war.

„Wir erreichen bald die Hauptstraße“, verkündete Rachel. Ihre Stimme klang fern und berührte seine Gedanken nur am Rande. Erst als er ihren Blick auf sich spürte, sah er zu ihr hinüber. „Wie weit ist es noch?“

Sie lächelte. „Noch sehr weit!“, bestätigte sie Julians stille Vermutung.

Kurz vor der Hauptstraße tat es einen dumpfen Schlag und der Motor stoppte. Weiße Qualmwolken drangen unter der Motorhaube hervor und hatten schnell das gesamte Fahrzeug eingehüllt.

Rachel bremste, legte die Hände aufs Lenkrad und lehnte sich zurück. „Oh, oh!“, entfuhr es ihr und der Arzt ahnte, dass das nichts Gutes verieß.

Sie stiegen aus dem Wagen und die Britin öffnete die Motorhaube. Heißer Qualm stieg empor und löste sich in Sekundenschnelle auf. Rachel warf einen prüfenden Blick über das Innenleben des Fahrzeuges und meinte dann schlicht: „Es ist der Kühler. – Verdamm!“ Fluchend ließ sie die Haube ins Schloss fallen und entfernte

sich wenige Schritte vom Wagen. Julians Blicke folgten ihr.

„Ich weiß nicht, wie Sie es geschafft haben, mich zu überzeugen. Ich lasse mich sonst nie zu solchen Abenteuern hinreißen“, murmelte sie.

„Ähm...Wir können doch warten, bis ein anderes Fahrzeug vorbeikommt“, schlug er zuversichtlich vor.

Sie sah bewusst in seine Augen. „Sie geben wohl nie auf?!“, stellte sie fest

„Ich bin Arzt“, erklärte er lächelnd, in der Hoffnung, dass sie ihn verstehen würde.

Sie nickte und ging zum Wagen zurück. Ahmed stand daneben und verlor kein Wort über das Geschehen. „Komm, hilf mir mal!“, forderte sie den Jungen auf und beide entluden die schweren Wasserkanister. „Hier Doktor, nehmen Sie.“ Damit drückte sie Julian einen der Tanks in die Hand. „Es ist nicht mehr weit zur Hauptstraße, dort haben wir bessere Chancen auf ein Auto zu treffen als hier.“

Irgendwie hatte Julian sich das alles ganz anders vorgestellt. Einfacher! So marschierten sie nun mit ihrer schweren Last die staubige Wüstenpiste entlang, während die Sonne unbarmherzig auf sie niederbrannte. Das einzige, was er sich in diesem Moment wünschte, war ein kühles schattiges Plätzchen, aber die dürren Bäume hier und

da boten nicht genug Schatten. Die dünnen Wolkenfasern am sonst klaren Himmel schienen fast spöttisch an der Sonne vorbeizuziehen.

Plötzlich hupte es hinter ihnen. Rachel ließ sofort den Kanister zu Boden und winkte dem herankommenden LKW. Der Fahrer hielt und nach wenigen Worten mit ihm lud er sie schließlich ein, auf der Ladefläche Platz zu nehmen.

„Wir haben Glück“, erklärte Rachel, während sie es sich zwischen den geladenen Stoffballen bequem machte, „Der Fahrer transportiert Lumpen für eine Textilfabrik. Er wird uns bis Khartum mitnehmen.“

Julian ließ sich neben der Britin auf den Boden der Ladefläche sinken. „Sie sind mir nicht mehr böse, dass ich Sie zu dieser Unternehmung überredet habe?“

Ihre Augen blitzten schelmisch. „Wenn ich ehrlich bin, ein wenig schon noch. Allerdings...“, gab sie offen zu, „ist es schon sehr schwer, dem Blick ihrer Augen zu widerstehen.“

„Wirklich?“, sagte Julian betroffen.

Rachel stieß ein kurzes Lachen aus und wandte sich ab.

Der Arzt schüttelte mit dem Kopf und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Straße. Der Verkehr nahm auf der Hauptstraße zu. Mehr und mehr begegneten sie größeren und kleineren

Transportfahrzeugen, deren Ladung meist aus Menschen bestand. Als sie die Nähe des Nils erreichten, wurde auch die Vegetation üppiger. Bewässerungsanlagen versorgten riesige Haine mit Dattelpalmen. Menschen tummelten sich auf ausgedehnten Feldern.

Das Schaukeln des Fahrzeugs auf der unebenen Straße und die eintönigen Landschaftsformationen ließen Julian sehr bald müde werden und einnicken.

Er wurde wach, als sich etwas Weiches an seine Seite drückte. Mühsam öffnete er die Augen, blinzelte im hellen Sonnenlicht und entdeckte Rachel, die an seiner Schulter lehnte. Sie war ebenfalls müde geworden und eingeschlafen. Durch das Schütteln des Lasters hatte ihr Körper Halt gesucht und ihn schließlich bei Julian gefunden. Er legte einen Arm um sie und empfand es als angenehm sie zu halten. Ahmed saß grinsend auf einem Kleiderballen, als der Arzt zu ihm hinüber sah. Der Junge machte ein Zeichen, was der Arzt nicht verstand. Aber er wurde das Gefühl nicht los, dass es sich auf Rachel und ihn bezog. Plötzlich wurde ihm bewusst, dass er noch nicht darüber nachgedacht hatte, was Rachel ihm eigentlich bedeutete. Sie war eine starke Frau, mutig und uneigennützig. Sie hatte gelernt zu kämpfen und sich durchzusetzen. Einer Frau wie ihr,

war er noch nie zuvor begegnet und mit einem Mal entstand bei ihm ein Gefühl der Zuneigung. Sanft berührte er ihr Haar, verharrte dann aber in absoluter Bewegungslosigkeit, um sie nicht aufzuwecken und wünschte sich, ihren Körper noch näher an seinem zu spüren...

Ein großes Schlagloch machte seinen Wunsch zunichte. Der LKW schaukelte so wild, dass die Passagiere umhergeworfen wurden.

Rachel entschuldigte sich bei ihm, als sie erkannte, wo sie geschlafen hatte. Julian löste seinen Arm von ihr und rutschte ein wenig zur Seite.

„Wir sind fast da. Das ist schon Bahri“, verkündete sie kühl. Doch Julian ahnte, dass sie es nicht so gemeint hatte. „Ahmed!“ richtete sie sich an den Jungen. „Wo genau werden wir diesen Arzt finden?“

„Er hält sich versteckt. Wir müssen erst einen unserer Verbindungsmänner aufsuchen, damit wir es erfahren. Doch wir sollten dabei sehr vorsichtig sein“, warnte er. „Am besten sie überlassen das Reden mir“, schlug er vor.

\*\*\*

Sie erreichten die Hauptstadt weit nach Mittag. In den slumähnlichen Vororten bahnte sich der LKW einen Weg durch menschenbevölkerte Straßen bis zur neueren und moderneren Innenstadt. Der Fahrer ließ sie an einer Straßenecke in

der Nähe der Hauptmoschee aussteigen, deren Architektur ägyptische Einflüsse nicht verleugnen konnte.

Ahmed führte sie durch die Straßen, die speziell in Zünfte aufgeteilt waren. Handwerksbetriebe und Läden waren streng nach Gewerbe getrennt und besaßen jedes einen eigenen Straßenabschnitt. In kleinen Gar- und Teeküchen drängten sich Männer dicht aneinander und erzählten sich Geschichten, die sie irgendwann einmal gehört hatten. Händler in großzügigen Geschäften feilschten mit ihren Kunden und Frauen in schwarze Gewänder gehüllt zogen schreiende Kinder hinter sich her. Demütig senkten sie ihre Blicke vor den vorbeiziehenden Männern.

In Julians Augen zeigte sich eine Faszination, die Rachel belächelte. „Sie scheinen das alles, lange nicht gesehen zu haben“, stellte sie mit Verwunderung fest.

„Stimmt“, bestätigte er, „Um ehrlich zu sein, so habe ich es noch nie gesehen.“

Seine Worte weckten Erstaunen in ihr und auch Verwirrung. Doch sie wagte nicht, ihnen auf den Grund zu gehen. Von Anfang an umgab diesen Mann ein Geheimnis und sie war sich nicht sicher, ob sie es lüften wollte. Je länger sie mit ihm zusammen war, desto rätselhafter wurde er

ihr. Wer war dieser Mann, der so einfach in ihr Leben geplatzt war? Hatte ihn jemand geschickt? Oder war es nur Zufall gewesen, dass sie auf ihn getroffen war? Sie wusste es nicht. Aber sie musste sich eingestehen, dass es zwischen ihnen etwas gab, das ihr Vertrauen versprach und sie anzog. Vorhin auf dem Laster, hatte sie an seiner Schulter geschlafen. Sie war ziemlich erschrocken darüber, als es ihr bewusst wurde. Aber am meisten entsetzte sie das Gefühl, was sie beinahe dazu gebracht hatte, sich wieder an ihn anzulehnen. Sie war niemand, der leicht Beziehungen einging oder der sich von Männern beeindruckt ließ. Zu oft war sie bisher enttäuscht worden, zu oft in ihrem Vertrauen missbraucht, als dass sie sich mit jedem einließ, der ihr gefiel. Doch dieser Mann war etwas Besonderes. Sie sah zu ihm auf, während er jetzt neben ihr ging und mit großen Augen seine Umgebung musterte. Er war nicht so wie irgendein anderer auf dieser Welt. Er schien so weise und zivilisiert, selbst in seinen Bewegungen gab es etwas, das fremd erschien, ja mysteriös war. Je länger sie darüber nachdachte, desto mehr wurde ihr bewusst, dass sie diesem Fremden mochte und irgendwie kam es ihr nicht einmal seltsam vor.

„Wir sind da:“ Ahmed hielt vor einer trist wirkenden Teeküche.

„Hier?“ Rachel hegte Zweifel, ob das wirklich der Ort war, den sie suchten.

Doch der Junge schien mit einer lässigen Handbewegung all ihre Zweifel ausräumen zu wollen. „Lassen Sie mich nur machen.“ Im nächsten Moment war er auch schon in dem verrauchten Eingang verschwunden.

„Das sieht nicht sehr vertrauenerweckend aus“, meinte Rachel ernst und sah sich aufmerksam um. Die bärtigen Männer an der Tür hatten ihre Blicke auf sie gerichtet, piffen und spuckten demonstrativ auf den Boden.

Julian beobachtete dies mit einem Stirnrunzeln. „Was haben die?“, raunte er ihr zu.

Rachel wandte sich von den Männern ab und flüsterte: „Ich bin in ihren Augen eine Kawadschia. Damit bezeichnet man hellhäutige Frauen, Europäer- oder Amerikanerinnen. Da wir durch unsere Herkunft keinen islamischen Beschränkungen unterliegen, gelten wir als moralisch zweifelhafter als die hiesigen Frauen. Das macht uns natürlich attraktiver in den Augen der Männer hier. Wenn man sie fragen sollte, erzählen sie, ich wäre ihre Ehefrau, das erleichtert vieles für mich.“

„Ähm...“ Er schüttelte mit dem Kopf, „Ich verstehe nicht?“

Rachel rollte genervt mit den Augen, doch ehe sie antworten konnte, erschien Ahmed wieder. „Doktor!“

Julian war überrascht, dass er ihn so nannte.

„Sie sollen reinkommen“, fuhr der Junge fort, „Setzen sie sich an den leeren Tisch ganz hinten!“

„...und Rachel?“

„Frauen haben keinen Zutritt“, erklärte Ahmed und Rachel bestätigte dies mit einem Nicken.

Julian seufzte und trat durch die Tür. Es dauerte eine Weile, bis sich seine Augen an die vernebelte Dunkelheit des Raumes angepasst hatten. Er erkannte Männer, die um niedrige Tische saßen, tranken oder einfach nur gläserne Wasserpfeifen rauchten. Das Stimmengewirr war unglaublich. Die arabischen Worte drangen schnell und mit verwirrendem Dialekt an sein Ohr, so dass er kaum etwas verstand. Außerdem war die Luft stickig und stank so, dass es Übelkeit in ihm hervorrief. Er sah zur Tür, die hell und wie ein Tor zur Freiheit vor ihm lag, doch er konnte jetzt nicht zurück, es war zu spät. Mühsam kämpfte er sich durch die Enge, bevor er den letzten Tisch erreichte und Platz nahm. Er sah sich um, keiner schien Notiz von ihm zu nehmen, nur hin und wieder glaubte er verstohlene Blicke auf sich zu spüren. Doch sicher war er sich dabei nicht. Also senkte er seinen Kopf und musterte die raue

Holzstruktur der Tischplatte. Doch so entging ihm, dass sich einer der Männer vom Nachbartisch erhob und nach draußen ging.

Plötzlich setzte sich ein Mann zu ihm. Seine Haut war dunkel und ein Vollbart bedeckte sein Gesicht.

„Sie haben sich mit uns in Verbindung gesetzt. Was wollen Sie?“, fragte er leise.

Julian war überrascht. Eine solche Direktheit hatte er nicht erwartet.

Er zögerte, was sollte er dem Mann sagen? „Äh...ähm.. ein Treffen.“

„Ein Treffen mit wem?“, konterte der Mann schnell.

„Mit Dr. Magdi Mohamedani“, antwortete Julian leise.

Der Mann hob die Brauen und sein Blick streifte kontrollierend zum Ausgang. Trotz des Lärms der herrschte, hörte der Arzt, wie ein Wagen vor dem Haus hielt.

„So, so!“, machte der dunkelhäutige Mann, „Und was wollen Sie von ihm?“

Julian wurde misstrauisch. „Das möchte ich doch lieber selbst mit ihm besprechen“, erwiderte er kühl, obwohl ihm plötzlich ganz und gar nicht mehr wohl bei der Sache war. Irgendetwas stimmte hier nicht.

Sein Gegenüber erhob sich. „Also gut – Kommen Sie mit“, forderte er ihn auf.

Der Arzt folgte ihm nur zögernd. Er war sich nicht sicher, aber das Automobil vor der Tür schien ein Militärwagen zu sein.

„Julian!“

Er hörte wie Rachel seinen Namen rief und sah sie mit Ahmed auf der anderen Straßenseite.

„Laufen Sie, Julian. Es ist eine Falle.“

Obwohl er fast sofort reagierte, blieb ihm kaum eine Chance. Er setzte sich in Bewegung und rannte so schnell er konnte in Rachels Richtung. Die Frau und der Junge eilten vor ihm her. Doch durch eine Unachtsamkeit strauchelte Julian und fiel. Er hörte die Schritte seiner Verfolger im Nacken und rappelte sich wieder auf.

Seine Flucht endete jedoch schon nach wenigen Metern. Ein Gewehrkolben traf ihn hart an der linken Schulter. Heißer Schmerz schnitt durch sein Bewusstsein und ließ ihn atemlos auf die Knie sinken. Das Krachen, das die Waffe in seiner Schulter verursacht hatte, klang in seinen Ohren als Mediziner nicht gut. Sie war mit großer Wahrscheinlichkeit gebrochen. Er spürte den kalten Lauf einer Waffe im Nacken.

„Keine Bewegung, Sie sind festgenommen!“

Das Blut rauschte in seinen Ohren. „Rachel?“, flüsterte er und sah in ihre Richtung. Als er er-

kannte, dass sie ihren Verfolgern entwischt war, schloss er beruhigt die Augen. Wenigstens war sie entkommen und in Sicherheit. Sein Leiden jedoch hatte noch kein Ende. Jemand packte seine Arme und riss sie brutal nach hinten. Ein Schmerzensschrei löste sich von seinen Lippen und Tränen quollen in seine Augen. Man kettete seine Hände auf den Rücken fest und zerrte ihn zum Fahrzeug. Er war nicht in der Lage sich zu bewegen, geschweige denn Widerstand zu leisten. Der Schmerz in seiner Schulter raubte ihm fast den Verstand.

„Einsteigen, los!“ Die uniformierten Männer trugen Waffen und zwangen ihn in den Transporter zu steigen, in dem sie ihm die Läufe ihrer Gewehre in die Seite bohrten.

Mühsam erklomm er das Trittbrett. Ohne Halt zu haben, taumelte er auf die Laderampe. Schließlich gab man ihm einen Stoß und schloss die Türen.

Als Julian stürzte, bemerkte er, dass er nicht der einzige Gefangene war. Die Füße der anderen drohten ihn in der Enge zu ertreten. Er rappelte sich schnell genug auf, um noch einen Sitzplatz in dem Gedränge zu finden, ehe sich das Fahrzeug mit einem Ruck in Bewegung setzte.

## Im Angesicht der Gewalt

Die unruhige Fahrt in dem Gefangenentransporter kam Julian wie eine Ewigkeit vor. Seine linke Schulter fühlte sich taub an. Die unmenschlichen Schmerzen waren zu einem Hintergrundrauschen in seinem Gehirn geworden. Die Gleichgültigkeit, die ihn einhüllte, war in ihrer Präsenz erschreckend. Nicht ein Gedanke an Flucht keimte in ihm. Er starrte nur regungslos geradeaus. Die flüsternden Worte, die an sein Ohr drangen, blieben ungehört. Nur das Schaukeln des Wagens, hervorgerufen durch holprige Straßen, wiegte ihn in trügerischer Sicherheit.

Irgendwann, es konnte Minuten aber auch Stunden später sein, er hatte inzwischen jedes Zeitgefühl verloren, hielt das Fahrzeug plötzlich an. Rufe wurden laut und quietschend öffneten sich die Türen. Helles Licht fiel herein und blendete die Insassen. Befehle erschollen, die die Gefangenen aufforderten auszusteigen.

Julian funktionierte nur noch. Einer Marionette gleich, fügte er sich den Worten der Militärpolizei. Sie hatten sich in einer Reihe aufzustellen. Lumpige Gestalten mit deutlichen Blessuren am ganzen Körper, ein nicht zu übersehendes Zeichen ihrer Gefangennahme. Ein Mann in khaki-

farbener Uniform und einer Schildmütze auf dem Kopf, die tief in die Stirn gezogen war und die Augen in Schatten verbarg, patrouillierte vor ihnen hin und her. Musternd blieb er ab und zu vor einem der Gefangenen stehen, schrie ihn an oder spuckte ihm einfach ins Gesicht.

Julian fiel besonders in sein Interesse. Vielleicht lag es daran, dass seine Haut heller war, als die der anderen, aber womöglich war es auch nur das gepflegtere Aussehen, was ihn von den anderen unterschied. Der Offizier wandte sich fragend an einen der Soldaten. Dieser erzählte ihm etwas, dass Julian nicht verstand.

„Ah, ein Kollaborateur. Gut – dass wir endlich einen dieser Mistkerle erwisch haben. Wie heißt du?“

„Julian Bashir!“, antwortete der Arzt matt.

„Ha, Bashir!“ Der Offizier spuckte auf den Boden. „Was für eine Frechheit.“ Er packte Julian am verletzten Arm und stieß ihn vorwärts. „Ich will ihn verhören und zwar sofort“, rief er den Soldaten zu, „Schafft die anderen weg.“

Julians Schulter schmerzte, aber er wagte es nicht einen Laut von sich zu geben. Einer der Soldaten stieß ihm das Gewehr in die Seite und trieb ihn zu einer niedrigen Baracke. Der Raum in den man ihn führte, war ohne Fenster und so finstern, dass Julian nicht einmal Konturen ausmachen

konnte. Man stieß ihn auf einen Stuhl und er war froh darüber, nicht mehr stehen zu müssen.

Der Offizier betrat das Zimmer. Julian erkannte ihn nur an seiner lauten Stimme, mit der er den jungen Soldaten anschrie. Der sich schnell daran schickte, eine Lampe zur Hand zu nehmen.

Das grelle Licht schmerzte. Er kniff die Lider zusammen, aber die hellen Flecken vor seinen Augen wollten nicht verschwinden.

„Sieh mich an, wenn ich mit dir rede“, schrie der Offizier und Julian blinzelte ängstlich in das Licht.

„Sag mir, was du bist!“, forderte der Mann plötzlich in freundlichem Ton.

„Ähm“, stammelte Julian, „Ich weiß nicht...“

„Ein Stück Dreck bist du, vergiss das nie“, unterbrach ihn der Offizier schreiend.

Der Arzt zuckte zusammen. Er begriff nicht, was geschehen war, was er nun tun sollte und er hatte Angst – große Angst.

„Wie heißt du?“

„Julian Bashir! Ich bin Arzt“ Die Antwort kam so dünn von seinen Lippen, dass er befürchtete, er hätte seine Stimme verloren.

„Du wagst es mir noch einmal diese Lüge aufzutischen?!“ Der Mann schien wirklich wütend zu sein, aber vielleicht gehörte das auch nur zu der Rolle, die er gerade spielte. „Na gut!“, fuhr

er ruhiger fort, „fragen wir etwas anderes: Wen wolltest du treffen?“

Der Arzt hielt es für richtig dem Mann, die Wahrheit zu sagen. „Dr. Mohamedani.“

„Ah...“, machte der Mann, „Auch einer dieser Kollaborateure. Und was wolltest du von ihm?“

„Medikamente!“, brachte Julian hervor.

„Für dich?“

„Nein...“ Er zögerte, sollte er vom Lager erzählen? Nein! „Für Freunde“, erklärte er.

„Oh...“, machte der Offizier bedauernd, „Wie selbstlos. Nur leider haben wir euch erwischt. Einer deiner Freunde hat gesungen wie ein Vögelchen, als er uns das letzte Mal besucht hat“, fuhr der Offizier ironisch fort. „Tja, Pech für dich, denn du wirst mir nun etwas über deine Freunde erzählen, nicht wahr!?“

Der Mann war um Julian herumgelaufen und stand jetzt hinter ihm. Julian wagte nicht sich zu bewegen, als er einen harten Gegenstand im Rücken spürte. „Sie werden mich doch nicht umbringen?“, fragte er zitternd und wünschte sich nichts sehnlicher, als dass das Fließen begann, um ihn in die Zukunft zurückzutragen.

„Oh...“ Der Mann hinter ihm lachte. „Da höre ich doch nicht etwas Angst in deiner Stimme. Wie peinlich, ein Mann wie du sollte keine Angst haben.“

Julian schloss die Augen. Sein Herz schlug schneller, es pochte in seinen Schläfen. Winzige Schweißperlen lösten sich von seiner Stirn und tropften auf seine Lider.

„Was ist?“, brüllte ihn der Offizier an. „Hast Du mir nichts über deine Freunde zu sagen. Wofür braucht ihr die Medikamente?“

Der Arzt wagte nicht den Kopf zu heben, als er antwortete: „Ich weiß es nicht.“

Der Schlag traf ihn unerwartet und hart. Er verlor den Halt auf dem wackeligen Stuhl und stürzte zu Boden, prallte dabei mit der verletzten Schulter auf und schrie.

„Du weißt es nicht“, hörte er die schreiende Stimme des Offiziers, spürte Stiefelabsätze in Bauch und Rücken. Er wollte nicht schreien, wollte stark sein, doch die Qualen waren so groß, dass sie seinen Verstand brachen. Er schrie, weinte, doch die Schmerzen wollten nicht aufhören. Auch die Stimme des Mannes, die schon heißer wurde, und das Gebrüll wollten nicht verstummen... „WER! Wer steckt noch dahinter?“ Die Fragen fraßen sich kalt den Weg in sein Bewusstsein. Er versuchte sie zu verdrängen, wünschte er wäre taub. Doch sein Körper blieb unbarmherzig. Mit jedem Tritt, jedem Stoß und jedem Schlag verlor er ein Stück des letzten Willens, der ihn davon abhielt, Rachel und ihre Freunde zu verrä-

ten. Es schien keine Stelle an seinem Körper zu geben, die nicht wie Feuer brannte.

„WER!“

Der Fußtritt traf ihn wie ein Stich mit dem Messer. Sein Unterbewusstsein sagte ihm, dass er wahrscheinlich eine gequetschte Milz hinterlassen hatte und er schrie: „Aufhören! Bitte, bitte aufhören!“

Der Mann beugte sich zu ihm hinunter. „Was war das?“

Julian zerbrach. „Rachel...Hathaway!“, brachte er unter Tränen mühsam hervor. „Sie...Engländerin im Lager Sachra Tarig...Entwicklungshilfeprogramm.“ Eine metallisch schmeckende Flüssigkeit behinderte ihn beim Sprechen. Er hustete und spuckte sie auf den Boden. Sie war so rot...

„Wer noch!“, donnerte die Stimme des Offiziers und im selben Augenblick traf sein Stiefel seine Magengrube.

Diesmal konnte er nicht antworten. Übelkeit erfasste ihn und er übergab sich. Nur am Rande nahm er noch wahr, wie die Tür aufgestoßen wurde, dann wogte Dunkelheit heran, die ihn mit offenen Armen empfing.

„Was ist hier los?“

Der Offizier nahm sofort Haltung an, als er den Vorgesetzten in der Tür erblickte. „Ein Verhör, Major!“ gab er als Erklärung.

Der Major betrachtete den Haufen Mensch am Boden des Zimmers, der in seinen eigenen Ausscheidungen lag und schüttelte angewidert den Kopf. „Ich denke, das reicht jetzt. Die Schreie dieses Mannes sind ja bis zur Straße zu hören.“

„Aber ich habe erst einen Namen, Sir!“, widersprach der Offizier.

„Ich habe gesagt es reicht“, erwiderte der Major laut.

„Ja, Sir!“

„Bringen sie ihn in eine der Zellen im B-Trakt.“

„Im B-Trakt?“ Die Augen des Offiziers blickten empört fragend.

„Das war ein Befehl, verstanden!“, antwortete der Vorgesetzte gefährlich leise.

Der Offizier verstand, winkte zwei Wachen herbei und ließ den Arzt wegschleppen.

\*\*\*

Der Aufprall gab ihm schmerzlich das Bewusstsein zurück. Er stöhnte. Blutstropfen berührten staubigen Boden, wurden nach und nach zu einem Rinnsal. Seine Augen verfolgten wirr die bizarren Muster, die es im Sand beschrieb. Er

bewunderte den Kontrast, der zwischen dem Boden und dem Blut herrschte. „Wie schön!“ Gurgelnde Worte, die ihm leicht von den Lippen flossen.

Eine Bewegung neben ihm, lenkte ihn ab. Er schaffte es, soweit den Kopf zu heben, um in das gütige Gesicht eines älteren Mannes zu blicken.

„Mein Gott, man hat sie ganz schön zugerichtet.“

Die Worte drangen an sein Ohr, doch er war nicht in der Lage sie zu verarbeiten. Der Mann betastete vorsichtig seinen Körper. Wenn er auf eine verletzte Stelle traf, stöhnte Julian leise auf. Schreien konnte er nicht mehr, dafür fehlte ihm die Kraft.

Der Mann schleifte ihn vorsichtig in eine andere Ecke des Raumes auf ein weiches Lager und bedeckte ihn mit einer wollenen Decke. „Sie müssen jetzt schlafen, mein Junge.“

Flüsternde Worte, die Julian nicht verstand, aber das Timbre der Stimme vermittelte Geborgenheit. Er schloss die Augen und war bald darauf eingeschlafen.

Die Schmerzen waren unerträglich. Das dumpfe Pochen in der verletzten Schulter, fast jedes seiner Organe erfüllte ihn mit stechendem Schmerz. Er stöhnte laut, rief etwas, doch er wusste nicht was. Zu dicht war noch das Gewebe,

das das Bewusstsein von der Bewusstlosigkeit trennte.

„Psst! Ruhig mein Junge. Das wird schon.“

Er öffnete die Augen. Wer war die Stimme? „Rachel?“ Durch den trockenen Hals klang seine Stimme kratzig. „Es tut mir leid, ich wollte niemanden verraten, aber...“

Ein Mann strich ihm durchs Haar. „Schon gut, Sie haben sehr lange geschlafen, fast einen Tag. Es wird gleich ein Arzt kommen und nach Ihnen sehen.“

Julian sah zum ersten Mal bewusst zu ihm auf. Der Mann hatte dunkle Haare und ein unraziertes Gesicht. In den dunklen Augen glaubte er ehrliches Vertrauen zu lesen. „Ein Arzt.“ Julian versuchte zu lachen, aber es klang eher wie ein Röcheln. „Welche Ironie“, fuhr er leise fort, „Ich bin selbst Arzt.“ Er rappelte sich auf, so gut es ging. Die verletzte Schulter fühlte sich taub an. „Haben Sie etwas Wasser für mich.“

Der ältere Mann nickte, holte ein blechernes Gefäß hervor und reichte es an Julian weiter. Der nahm das wohltuende Nass gierig in sich auf. Als er ausgetrunken hatte, richtete er sich an seinen Mitgefangenen: „Wer sind Sie?“

Der Mann lächelte etwas verlegen. „Sie wissen das nicht?!“

Julian schüttelte verwundert mit dem Kopf.

Der Ältere nickte vor sich hin und antwortete schließlich: „Mein Name ist Sadiq al-Madih. Und wie heißen Sie?“

Eine zu hastig ausgeführte Bewegung erinnerte Julian schmerzlich an die verletzte Schulter. Er stöhnte leise, aber brachte dennoch seinen Namen hervor.

„Julian Bashir!“ Al-Madih pfiff durch die Zähne. „Jetzt weiß ich zumindest, warum man Sie zu mir gesteckt hat“, murmelte er leise vor sich hin.

Julian begriff nichts von dem, was der Mann sagte, aber er war sich sicher, dass sein Zellengenosse etwas Besonderes war. Vorsichtig betastete er seine Schulter. Das Gelenk schien in Ordnung, doch die kleine Beule die sich neben dem Schlüsselbein gebildet hatte, machte ihm Sorgen. Dass man ihm gleich die Hände auf den Rücken gebunden hatte, war zwar schmerzlich gewesen, aber für die verletzte Schulter durchaus nützlich. Doch inzwischen waren die Fesseln gelöst und der Arm baumelte lose herum. „Hat man Ihnen gesagt, wann der Arzt kommt?“, fragte Julian.

Al-Madih schüttelte stumm den Kopf.

Julian schloss die Augen und ließ seinen Kopf auf die Brust sinken. Im Moment hätte er alles für einen medizinischen Tricorder gegeben. Aber im

20. Jahrhundert war man noch weit von dieser Entwicklung entfernt.

Eine Ewigkeit schien zu verstreichen, Stille herrschte in der düsteren Zelle mit der Gittertür. Keiner sagte ein Wort. Selbst Julian war nicht zum Reden zu Mute und das erschien ihm selbst wie ein Wunder. Ging er doch ständig seinen Mitmenschen mit seinem Gequasselt auf die Nerven. Heute, so wurde ihm schmerzlich bewusst, hatte er schon zu viel gesagt. Was hatte er nur getan?! Rachel hatte ihm doch vertraut, wie konnte er sie so enttäuschen? Ihm war ganz schlecht bei dem Gedanken, was wohl mit ihr passieren könnte. Würde man sie bei ihrer Verhaftung auch so quälen? Er hoffte nicht. Vielleicht war sie auch schon in Sicherheit und hielt sich versteckt.

Das leise Klirren eines Schlüsselbundes kündigte ihnen einen Besucher an. Es war der Arzt. Der dunkelhäutige Mann mit dem schmutzigen weißen Kittel untersuchte seine Verletzungen und bandagierte die Schulter. Er sprach dabei nicht ein Wort mit Julian. Dieser ließ alles mit einer ungekannten stoischen Ruhe über sich ergehen, biss die Zähne zusammen, wenn die Behandlung zu schmerzhaft wurde und lehnte sich erschöpft zurück, als der Arzt gegangen war.

Al-Madih schmunzelte. „Dafür, dass Sie selbst Arzt sind, waren Sie erstaunlich ruhig.“

Julian sah gleichgültig zu ihm auf. „Meinen Sie?“

„Man hat Ihren Willen gebrochen.“, erkannte der Mann plötzlich.

„Wie kommen Sie darauf?“, reagierte der junge Arzt zynisch.

„Man sieht es an ihren Augen. Sie sind so voll Hass über sich selbst.“

Julian drehte sich weg, starrte an die fleckige dunkle Wand und versuchte einen Augenblick einmal nicht an Rachel zu denken. Wenn ihr etwas zustößt – Er könnte sich das nie verzeihen.

„Sie haben jemanden verraten, der Ihnen sehr viel bedeutet.“

„Sein Sie still!“, zischte Julian und bereute es sogleich wieder. Was konnte dieser Mann schon dafür. Er war sicher stolz und stark geblieben.

„Ich weiß, wie das ist. Auch ich habe Freunde verraten“, raunte er.

„Sie?“ Der Arzt drehte sich ihm zu, erkannte das winzige Glitzern von Tränen in seinen Augen.

„Ja, ich.“ Er nickte bestätigend. „Die wenigsten von uns sind frei von Angst und Schmerz und die da draußen...“ Er machte eine Geste zur Tür, „...wissen das!“

„Ich habe nicht einmal eine Ahnung, warum ich hier drin bin!?“

„Das weiß hier keiner so genau.“

Julian musterte aufmerksam den Raum, stabile Wände mit einer winzigen Luke als Fenster und einer eisernen Gittertür. Es fiel kein Licht durch das Fenster, es musste also Nacht sein, schlussfolgerte er. Das wenige Licht, das durch die Gitterstäbe der Tür drang, erhellte nur einen Teil der Zelle. Er entdeckte einen Topf in einer der Ecken, von dem ein unangenehmer Geruch ausging. Angewidert wandte er sich ab. Hier würde ihn niemand rausholen, es sei denn er könnte einen Transporterstrahl fokussieren. Doch Julian verwarf diesen Gedanken schnell wieder. Im 20. Jahrhundert war an Transporter noch nicht zu denken.

„Einen Penny für Ihre Gedanken!“ Der ältere Mann lächelte schwach.

„Warum sind Sie hier?“

„Das ist sehr einfach. Ich war einmal Ministerpräsident dieses Landes. Sie kommen wahrscheinlich aus dem Ausland, sonst hätten Sie mich erkannt.“

„Oh!“, machte Julian verblüfft und entschuldigend zugleich.

„Verraten Sie mir, wo Sie herkommen?“

„Ähm...“ Der Arzt überlegte fieberhaft. Sollte er die Geschichte erzählen? Er entschied sich dagegen. „England.“, antwortete er stattdessen.

„London?“

Er nickte.

Al-Madiah lehnte sich zurück. „Ich habe einen Neffen dort.“, sprach er in perfektem Englisch. Er lächelte sanft. „Er ist Schauspieler. Sie erinnern mich ein wenig an ihn.“

Julian blickte rasch zu dem Mann auf. „Was, ich?“

Der Präsident zuckte mit den Schultern. „Vielleicht liegt es am schlechten Licht und es ist nicht an dem. Das ist ja auch gar nicht so wichtig.“

Sie saßen eine ganze Weile stumm da, bis sich Julian schließlich zu einer Frage durchrang: „Wie konnte das passieren? Den Putsch, meine ich.“

„Psst!“ Al-Madiah presste einen Finger auf seine Lippen und machte eine warnende Geste. „Darüber spricht man hier am besten nicht.“

„Es tut mir leid.“, stammelte der Arzt und wandte sich ab.

Eine gute Stunde später, brachte man ihnen etwas zu essen und forderte sie danach zur Nachtruhe auf. Julian und der Präsident teilten sich die wenigen Decken. Doch bevor sie beide einschließen, sagte Al-Madiah plötzlich: „Morgen erzählen Sie mir Ihre Geschichte.“

Julian verstand nicht recht, aber als er nachfragte, bekam er keine Antwort, der Mann schlief schon.

\*\*\*

Durch lautes Klopfen an die Gitterstäbe wurden sie geweckt. Julian rappelte sich auf und streckte die verspannten Gliedmaßen. Es war sein zweiter Tag in diesem Gefängnis und er fühlte sich elend. Die Kleidung, die er jetzt schon seit Tagen trug, war verschwitzt. Seine Haut überzog ein feiner Schmutzfilm, zudem ertastete er Bartstoppel im Gesicht, die Wachstumshemmenden Mittel ließen in ihrer Wirkung nach. Er sah zu seinem Zellengenossen, auch sein Gesicht zeichnete ein dichter Bart. Irgendwann würde er genauso aussehen, wenn er weiterhin hier drin blieb.

„Gibt es eine Möglichkeit zur Morgentoilette?“

Der Präsident deutete auf den stinkenden Eimer. „Das Badezimmer vom Hilton kann ich ihnen nicht bieten“, meinte er sarkastisch. „Vielleicht bringen die Wärter auch etwas Wasser. Aber hoffen Sie nicht darauf.“

Julian ekelte sich. Doch dem Drang seines Körpers sich zu entleeren, konnte er nur eine kurze Zeitspanne unterdrücken. Also riss er sich zusammen.

Sein Zellengenosse behielt Recht. Die Wärter, die das karge Essen brachten, hinterließen ihnen nur so viel Wasser, das es gerade zum Trinken reichte.

Julian lehnte sich an die Gitterstäbe und sah verträumt auf den dunklen Gang hinaus. Nach einer Weile schloss er die Augen. Ein Bad, frische Kleidung...er wäre sogar mit einer Ultraschall dusche zufrieden gewesen, obwohl er sonst eine Dusche mit Wasser immer vorzog.

„Erzählen sie mir nun Ihre Geschichte!“

Der Arzt schreckte aus seinen Träumen auf. Der Präsident blinzelte ihn vergnügt an. „Äh, was wollen Sie hören?“, fragte er unsicher.

„Woher Sie kommen und was Sie hier wollen? Wer Ihre Eltern sind? Es gibt so viel zu erzählen und wir haben sehr viel Zeit.“

Julian schüttelte resignierend den Kopf. „Sie werden mir nicht glauben.“

„So, woher wollen Sie das wissen? Finden Sie es doch heraus.“

„Es ist...kompliziert“, entgegnete er.

Der Präsident hob die Schultern: „Na und!“

Seufzend verdrehte Julian die Augen. „Na gut!“ Er gab auf, sich zu sträuben und erzählte von seiner Zeitreise, von Bajor, dem Drehkörper, wie er Rachel begegnet war und berichtete von seinen Erlebnissen im Camp.

Al-Madih hörte aufmerksam zu. Nicht eine Falte in seinem Gesicht verriet Spott oder Ungläubigkeit, das verwunderte den Arzt, denn nicht einmal Rachel hatte so reagiert.

Mit den Geschehnissen um seine Verhaftung beendete er seinen Vortrag und es folgten lange Minuten des Schweigens. Der Mann würde ihm unmöglich Glauben schenken. In seiner Lage musste ihm die Geschichte wie Hohn und Spott vorkommen. Er bereute es, überhaupt mit seiner Erzählung angefangen zu haben.

„Berichten Sie mir mehr über ihre Zukunft“, forderte ihn der Präsident auf.

„Sie glauben mir?“, fragte Julian verwundert.

„Warum nicht“, entgegnete sein Gegenüber.  
„Diese Geschichte ist so fantastisch, dass Sie sie sich unmöglich ausgedacht haben können.“

„Nun ja...“ Julian zögerte noch, aber was war schon dabei, ein wenig von seiner Zukunft preiszugeben. Es würde ihm sowieso keiner glauben.  
„Wie gesagt, ich bin Arzt, bzw. medizinischer Offizier auf einer Raumstation in der Nähe von Bajor. Das ist viele Lichtjahre von der Erde entfernt...“

„Sie sind Offizier?“, unterbrach in sein Gegenüber verblüfft.

„Ja! Offizier der Sternenflotte. Es ist eine militärische Einrichtung, zur Erforschung des Alls

gedacht. Aber in letzter Zeit häufen sich Gefechte mit fremden Invasoren und da ist die Sternenflotte da, um die Föderation zu schützen.“

„Die Föderation?“

„Eine Vereinigung von Planeten mit einer gemeinsamen Regierung. Die Erde gehört zu den Gründungsmitgliedern im Jahre 2161.“

„Heißt das, es gibt keine unabhängigen Staaten mehr auf der Erde?!“

„Ja, man hatte sich schon lange vorher auf eine Erdregierung geeinigt.“

„Das war sicher nicht einfach“, stellte der Präsident fest.

Julian nickte bestätigend. „Es gab viele Konflikte bis dahin.“

Sie schwiegen eine Weile bis Al-Madih plötzlich fragte: „Unsere Welt muss Ihnen sehr fremd erscheinen?“

Der Arzt lächelte schwach. „Das ist richtig. Sie ist umso vieles gewaltreicher. Ich habe auf der Erde zuvor nie Armut gesehen und dieses starke Traditionsbewusstsein kannte ich so auch nicht.“

„Sie meinen die islamischen Gesetze und – Brauchtümer?“, hakte der Präsident nach.

„Nicht nur die...“, antwortete Julian schmunzelnd.

„Traditionen sind wichtig“, erwiderte sein Gegenüber, „Sie erinnern uns daran, wo wir herkommen.“

„Aber sie behindern auch die Gesellschaftliche Entwicklung“, entgegnete Julian Stirnrundelnd.

„Tun sie das wirklich? Oder sind es nicht vielmehr die Menschen, die sie behindern.“

Julian grübelte. Sicher der Mann hatte nicht Unrecht. Möglicherweise war es gar nicht so einfach zu erkennen. Vielleicht waren Traditionen ein Graubereich der Gesellschaft, weder gut noch schlecht. Er wusste sicher zu wenig darüber, um sich ein Urteil zu erlauben. Selbst im 24. Jahrhundert stritten sich Expertengruppen darüber, welche Einflüsse Traditionen auf eine Gesellschaft haben können. „Aber diese Regierung hier“, sagte der Arzt, „ist in meinen Augen etwas zu traditionsbewusst.“

Der Präsident nickte: „Nun, vielleicht sind sie nur etwas zu radikal bei der Ausführung.“

„Warum hat man Sie hier eingesperrt?“, fragte der Arzt plötzlich.

Der ältere Mann lächelte leicht. „Weil ich ein Staatsfeind bin, eine Bedrohung und weil ich mich für die Rechte der Menschen in diesem Land eingesetzt habe.“

„Sie meinen, dann würde es auch diese Lager nicht geben?“

Er nickte schwach. „Gibt es in Ihrer Föderation keine Gegner? In jeder Regierung gibt es die.“

Julian zögerte. Die Föderation war perfekt – so wurde ihm ständig erklärt. Aber war sie das wirklich? „Der Marquis – eine Söldnergruppe, sie kämpfen für das Recht der Bevölkerung an der Cardassianischen Grenze. Einige Planeten sind nach einem Friedensvertrag an die Cardassianer gefallen. Man versuchte die Bevölkerung umzusiedeln, aber die meisten sträubten sich dagegen. Sie erklärten, der Fehler sei vom Föderationsrat gemacht wurden und sie möchten nicht die Folgen tragen.“

„Also ist auch Ihr Paradies nicht perfekt.“ meinte Al-Madih.

Der junge Mann holte tief Luft, um zu einer Erwiderung anzusetzen, überlegte es sich dann aber und sagte leise: „Nein, vermutlich nicht.“

Sie schwiegen lange Zeit. Julian lauschte dem Straßenlärm, der durch die kleine Luke drang, sehnte sich nach dem Licht, welches verlockend seine Strahlen in den dunklen Raum warf, und er musste wieder und wieder an Rachel denken. „Was machen sie mit Frauen“, raunte er leise vor sich hin. „Werden sie auch gefoltert, so wie ich?“

Der Präsident sah auf. „Sie denken an ihre Freundin?“

Julian nickte schwach.

„Ihr wird nichts geschehen, solange sie sich versteckt hält. Aber sie wird früher oder später das Land verlassen müssen. Sie sollten sich nicht die Schuld geben“, fuhr er fort, als er den leidenden Ausdruck im Gesicht des Arztes sah.

„Ich war so naiv und überzeugt. Ich habe geglaubt, etwas verändern zu können. So als wäre ich der Held, auf den hier alle gewartet haben“, sprach er trotzig.

„Für wen wollten Sie der Held sein, für die Menschen im Lager oder für Rachel?“

Die Worte des Mannes ließen ihn erschrocken aufschauen. Ja, er hatte Recht. Warum hatte er sich auf das Abenteuer eingelassen, für die Bevölkerung des Lagers oder für Rachel? War es nicht so, dass er die Frau beeindrucken wollte und erst in zweiter Linie an die Menschen gedacht hatte? Wie konnte er so egoistisch sein, es war so typisch für ihn. Er hasste sich dafür. „Es geschieht mir schon recht, dass ich hier bin.“, stieß er wütend hervor.

Der Präsident kam näher zu ihm und packte seinen Arm. „Das dürfen Sie nie denken“, raunte er ihm eindringlich zu, „Kaum einer, der hier eingesperrt ist, hat es verdient, auch sie nicht.“

Julian starrte ihn mit großen Augen an.

„Sie sind verraten worden“, fuhr er fort, „Wahrscheinlich von dem Jungen. Aber Sie dürfen sich niemals selbst die Schuld geben, denn dann werden Sie das hier drin niemals überleben.“

„Ahmed? Nein!“ Julian schüttelte ungläubig mit dem Kopf. „Das glaube ich nicht.“

Al-Madih war auf seinen Platz zurückgekehrt und zuckte mit den Schultern. „Eines sollten Sie wissen, mein Junge. Vertrauen gibt es in diesem Land schon lange nicht mehr. Wenn es nicht der Junge war, dann einer seiner Freunde, was spielt das für eine Rolle.“

„Und was passiert jetzt mit mir.“ fragte Julian vorsichtig.

„Wenn man Sie nicht wieder zu einem Verhör holt“, erklärte der Präsident, dann werden Sie in zwei bis drei Wochen entlassen, wenn Sie Glück haben, sogar in ein paar Tagen.“

„Es gibt keine Gerichtsverhandlung?“

Der Mann lachte heißer. „Sein Sie froh darüber. Verhandlungen dienen in diesem Land nur dafür, um verurteilt zu werden. Gerechtigkeit ist hier ein Fremdwort.“

Der Arzt senkte die Lider, lehnte sich zurück, spürte die kalten Gitterstäbe in seinem Rücken und wünschte sich nichts sehnlicher, als die Au-

gen zu öffnen und wieder zurück auf Bajor zu sein. Doch er wusste, dass sich dieser Wunsch nicht erfüllen würde. Die Antworten, die er gesucht hatte, hatte er gefunden, dafür stellten sich ihm unzählig neue Fragen. Er bezweifelte zurückkehren zu können. Es geschieht, wenn Du es am wenigsten erwartest und es am wenigsten willst. Der Gedanke war sein eigener und doch hatte er das Gefühl, dass er von jemand anderem stammte. Was ihm also blieb, war die Hoffnung. Doch was sollte ihn in dieser Epoche halten können. Sie war so fremd und feindlich, dass er nie freiwillig hergekommen wäre und bleiben... bleiben wollte er hier zu keiner Zeit.

Er räkelte sich, soweit ihm das seine Schulter erlaubte, blieb an den Gitterstäben sitzen und schlief ein.



## Vis a Vis mit der Vergangenheit

Die kommenden Tage verhiessen nichts anderes, als die vergangenen. Seit 5 Tagen vegetierte er jetzt in dieser dumpfen düsteren Zelle dahin, ohne dass sich etwas Unerwartetes getan hatte. Der Schmerz in seiner Schulter war abgeklungen. Nur eine unachtsame Bewegung erinnerte ihn hin und wieder daran. Sadiq und er waren in den letzten Tagen Freunde geworden. Er hatte viel von diesem Land erzählt. Geschichten, die Julian entsetzten und nachdenklich machten, aber auch ab und zu ein Lächeln von seinen Lippen stahlen.

Rachel! Er versuchte nicht an sie zu denken, doch das war nicht so einfach. Die Sorge um sie, wollte ihm bisweilen den Verstand rauben, aber er widerstand der Versuchung, sich weinend auf den Boden zu werfen oder wütend mit den Fäusten an die Wände zu schlagen. Immer mehr wurde ihm bewusst, dass er für eine Frau noch nie so empfunden hatte. Wenn er sie wiedersehen sollte, so würde er sie in die Arme nehmen und nicht so schnell wieder loslassen. Egal, was sie dabei von ihm halten würde.

Schritte im Korridor holten ihn aus seinen Gedanken. Das Frühstück war schon gebracht worden. Wieso kam jetzt jemand? Es war noch

nicht die Zeit für den nächsten Kontrollgang der Wache. Holte man ihn wieder zum Verhör? Nein, nur das nicht. Er suchte die Nähe des Präsidenten.

„Keine Angst mein Junge“, schien dieser die Gedanken des Arztes zu erraten, „Um diese Zeit finden keine Verhöre statt. Hören sie mir zu! Wenn man Sie entlässt, wenden Sie sich an Hassan el Bejeht, er wird Ihnen helfen außer Landes zu kommen“, raunte Sadiq. Doch Julian glaubte nicht so recht an seine Entlassung. Er hielt den Atem an, als die Schritte vor der Tür Halt machten. Der Schlüssel klirrte im Schloss, ein uniformierter Mann trat durch die Tür und zeigte mit dem Finger in Julians Richtung.

„Mitkommen!“, befahl er in barschem Tonfall.

Nur sehr langsam löste sich Julian aus seiner Starre. Der Präsident warf ihm aufmunternde Blicke zu, die den Arzt veranlassten, sich in Richtung Tür zu bewegen.

„Machen Sie es gut, mein Junge“, rief er ihm hinterher.

Der Wärter packte Julian am Arm und stieß ihn den dunklen Korridor entlang. Die Befürchtungen des Arztes bestätigten sich nicht, denn sie gingen an den Verhörzimmern vorbei zum Ausgang. Das grelle Sonnenlicht blendete seine Augen, er nahm kaum etwas von seiner Umgebung

war. Man ließ ihn in einen niedrigen Wagen steigen, brachte aber keine Fesseln an.

„Wo bringen Sie mich hin?“, richtete er sich vorsichtig an den Fahrer des Wagens.

„Das werden Sie schon sehen“, kam ihm sein bewaffneter Begleiter zuvor.

Die Fahrt ging durch enge staubige Gassen vorbei an Palmengärten, weißen und neuen Häusern. Schließlich hielt das Fahrzeug vor einem großen prunkvoll aussehenden Gebäude.

„Aussteigen!“, befahl der Wärter.

Julian gehorchte mit zitternden Knien. Vielleicht, so dachte er, gab es ja doch eine Verhandlung und man verurteilte ihn zu einer langen Haftstrafe oder sogar zum Tod. Erst schien es so, als würde sich sein Verdacht bestätigen. Die vielen Uniformierten in diesem Haus schienen Wachen zu sein. Doch dann brachte man ihn zu einem Büro und ließ ihn allein.

Das Zimmer war groß und außergewöhnlich nobel eingerichtet. Der Schreibtisch und die anderen Schränke waren aus Mahagoniholz. Auf dem Parkettfußboden lag ein wertvoller Persischer Teppich. Orientalische Kunstgegenstände und Bilder von Malern schmückten die Wände, die ihm unbekannt waren. Hier kam er sich noch weit mehr verlorener vor, als sonst. Er war dreckig,

ausgehungert und fühlte sich falsch an diesem Ort.

Es dauerte nicht lange und er vernahm Stimmen vor der Tür. Schließlich betrat ein Mann den Raum. Eine Wache folgte, wurde aber von ihm zurückgewiesen. Es war ein Mann mittlerer Größe mit dunkler Hautfarbe. Er schien noch jung, obwohl bereits einige Falten sein Gesicht zierten. Der Oberlippenbart verlieh ihm ein strenges Aussehen und die Schildmütze auf dem Kopf, die seine Augen in Schatten verbarg, verstärkte diesen Eindruck. Er nahm hinter dem Schreibtisch Platz und forderte Julian auf, sich auf einen der Stühle zu setzen.

„Sie sind also Julian Bashir!“, begann er ihre Unterhaltung, nachdem er den Arzt eine Weile gemustert hatte.

Julian nickte schwach.

„Sie sehen anders aus, als ich erwartet hatte. So voll Angst. Ich dachte immer, Leute im Widerstand hätten mehr Stolz.“

„Ich bin kein Kollaborateur!“, brachte der Mediziner leise hervor.

Sein Gegenüber hob die Brauen, aber lächelte schließlich. „Nein, das sind sie weiß Gott nicht. Sehen Sie sich an, wie sie zittern.“

Julian zog den Mantel enger um seine Schultern, als würde er frösteln. „Ich...ich...habe Nichts

getan.“, verteidigte er sich schwach, „Bringen Sie mich zurück ins Gefängnis.“

Der Mann hinter dem Schreibtisch schmunzelte, sagte aber in ernstem Tonfall: „Das geht leider nicht.“

Der Arzt sah erschrocken zu ihm auf.

„Sie wollten Dr. Mohamedani treffen!“, fuhr der Mann sich erinnernd fort. „Wegen eines solchen Vorfalls können wir Sie nicht länger einsperren.“

Julian erstaunte. Was hatte der Mann hinter dem Schreibtisch vor?

„Ich habe beschlossen Sie freizulassen!“, eröffnete ihm sein Gegenüber in überlegenem Tonfall, „Um der Familie Willen. Es gibt zwar viele Bashirs in diesem Land, aber Sie scheinen etwas Besonderes zu sein. Ich glaube zwar nicht an eine Verwandtschaft zwischen uns, aber man kann ja nie wissen.“

Julians Neugier war geweckt „Wer sind Sie?“

„Oh, verzeihen Sie!“ Der Mann lächelte spöttisch. „Ich dachte, das wüssten Sie. Mein Name ist Omar Bashir.“

„Sie sind das!“

„Sie klingen enttäuscht.“

„Nein“, schüttelte Julian den Kopf, „Ich hatte nur nicht geglaubt Ihnen zu begegnen.“

Omar Bashir nahm die Mütze ab und runzelte die Stirn. „Nun, das ist auch nicht üblich. Man erzählte mir von Ihnen und da dachte ich, ich schaue Sie mir mal an. Wie ich sehe, ist man nicht sehr gnädig mit Ihnen umgegangen. Doch ich hoffe, Sie haben dabei ihre Lektion gelernt“, fügte er scharf hinzu.

Julian nickte vorsichtig, doch seine Augen hafteten noch immer auf dem Mann gegenüber. War das wirklich einer seiner Vorfahren? Dieser Mann sah ihm nicht im Mindesten ähnlich, aber das war ja keine Bedingung für eine Verwandtschaft. Er hatte sich nie für Familiengeschichte interessiert. Womöglich gab es tatsächlich jemanden mit dem Namen Omar Hassan Bashir in seiner Ahnentafel? Er wusste es nicht, aber allein die Möglichkeit erschreckte ihn. Hieß das doch nichts anderes, als dass auch in ihm die Gene eines Diktators ruhten. Vielleicht waren sie bei der genetischen Aufwertung verloren gegangen, aber das erschien dem Arzt unwahrscheinlich. Derartige Gnadenlosigkeit, wie sie in den Zügen des Mannes zu lesen war, erfüllte Julian mit Angst und Scham. Plötzlich wollte er nur weg von hier, zurück nach Deep Space Nine, um diesem Alptraum endlich zu entfliehen.

„Sie können jetzt gehen?“ Die Worte Bashirs trafen ihn wie ein wohliger Schauer. Er stand schnell auf und bewegte sich in Richtung Tür...

„Haben Sie nicht etwas vergessen?!“ Die Augen des Mannes hinter dem Schreibtisch funkelten kalt.

Julian sah zurück und wusste genau was der Mann von ihm verlangte. „Danke!“, flüsterte er erniedrigt und verließ den Raum.

Die Wachen führten ihn noch bis zum Ausgang und ließen ihn dann allein auf der Straße zurück.

## In den Armen der Liebe

Er fühlte sich elend. Die Sonne brannte unbarmherzig auf ihn nieder. Der Straßenstaub von vorbeifahrenden Fahrzeugen umhergewirbelt und blieb an seinen Schuhspitzen haften. Seit er vor einer guten Stunde entlassen worden war, irrte er ziellos umher. Vor Tagen hatte er noch Hunger gehabt, doch mittlerweile war das Knurren seines Magens zu einer allgemeinen Körperfunktion geworden, die er nicht weiter beachtete. Nur der Durst hielt ihn in den Fängen, wie ein wildes Tier. Er sah sich nach etwas trinkbarem um, als sich ihm plötzlich eine schwarzgekleidete Frau in den Weg stellte. Ihr Gesicht war verhüllt, so dass nur die Augen zu sehen waren. Sie starrte ihn einen Moment lang an und raunte dann: „Julian, kommen Sie mit mir.“

Der Arzt sah die Frau entgeistert an. Woher kannte sie seinen Namen? Sie fasste ihn leicht am Arm und versuchte ihn fortzuziehen. Doch er blieb stehen und rührte sich nicht. Sie sah daraufhin zu ihm auf und lüftete ein wenig den Schleier vor ihrem Gesicht.

„Rachel!“ entfuhr es dem Arzt erstaunt, als er erkannte, wer sich unter dem schwarzen Stoff verbarg. Er war so froh sie wiederzusehen, so

erleichtert, dass ihr nichts passiert war, dass er sie heftig umarmte.

„Psst.“ machte sie sogleich „Nicht hier Julian! Wir müssen vorsichtig sein.“ Sie befreite sich aus seiner Umarmung und schob ihn vor sich her in ein wartendes Auto mit Fahrer.

„Geht es Ihnen gut?“, fragte sie besorgt, als das Fahrzeug losgefahren war.

Julian warf einen prüfenden Blick zum Fahrer und Rachel erkannte sofort, was er ihr damit sagen wollte. „Er ist in Ordnung, Sie können ihm vertrauen.“ beruhigte sie den Arzt. „Was ist mit Ihnen, alles in Ordnung?“, wiederholte sie besorgt ihre Frage.

Julian nickte erschöpft. Er konnte immer noch nicht glauben, dass er frei war und jetzt hier mit Rachel im Wagen saß.

„Haben Sie irgendeinen Wunsch?“, fragte die Frau.

„Das einzige, was ich im Moment möchte, ist eine Dusche und etwas zu Trinken.“, antwortete er schlicht.

Rachel schloss schmerzlich die Augen. Es tat ihr weh, diesen Mann so verletzt und erschöpft zu sehen. Die vielen Tage im dunklen Kerker waren nicht spurlos an ihm vorbeigegangen. Sein Mantel hing schlappernd an ihm herunter. War er schon vor seiner Verhaftung mager und schwäch-

tig gewesen, so war er das jetzt erst recht. Tiefe Falten zogen durch sein Gesicht. Er schien um Jahre gealtert. Seine Augen hatten jenen jugendhaften Glanz verloren. Sie fasste seine Hand und flüsterte ihm zu: „Ich werde alles für Sie tun. Es tut mir so leid, was passiert ist. Gleich nach Ihrer Verhaftung habe ich mich an das Britische Konsulat gewandt, und die haben von der Regierung Ihre Freilassung gefordert. Aber erst heute teilte man uns mit, dass man Sie entlässt. Wir wussten nicht wann, deswegen haben wir Sie nicht gleich gefunden. Verzeihen Sie mir, dass Sie im Gefängnis solange haben ausharren müssen.“

Julian sah sie an. Sie schien sich in den letzten Tagen genauso viel Sorgen um ihn gemacht zu haben, wie er um sie. Er berührte ihr Haar. „Ich hatte solche Angst um Sie. Wenn Ihnen etwas zugestoßen wäre, ich hätte mir das nie verziehen...“, sagte er mit brüchiger Stimme.

Rachel sah in diesem Moment den Glanz in seine Augen zurückkehren. Sie lehnte sich an ihn und wünschte sich, seine Hände nie wieder loslassen zu müssen.

Es war ein Traum, dachte Julian. Es konnte nur ein Traum sein. Er hatte den Arm der unverletzten Schulter um sie gelegt und drückte sie an sich. Sie lebte und war bei ihm. Es war so, als hätte er sich nie mehr als das gewünscht. Er

schloss die Augen, genoss das sanfte Schaukeln des fahrenden Wagens und hoffte, dass er nicht jeden Augenblick erwachen würde.

Nach einer halben Ewigkeit hielt das Fahrzeug. Die Britin löste sich von dem Arzt und beide stiegen aus. Sie dankte dem Fahrer und führte Julian in ein großes helles Gebäude. Erst drinnen befreite sie sich von dem schwarzen Umhang. Der Portier nahm ihr die Kleidung mit den Worten ab: „Schön, das Sie wieder hier sind, Miss Hatheway. Unser Beauftragter hatte noch keinen Erfolg, Sie von der Fahndungsliste der Polizei zu löschen.“

Rachel quittierte das mit einem Nicken und stieg die weiße Marmortreppe zum ersten Stock empor. Julian folgte ihr.

„Wir müssen uns dieses Zimmer leider teilen. Es ist das einzige freie Gästezimmer im Konsulat“, erklärte sie, als sie ein großen luxuriös ausgestatteten Raum betraten. „Dort ist das Badezimmer.“ deutete sie auf eine Seitentür. „Ich bringe Ihnen Handtücher und neue Kleidung“, mit diesen Worten ließ sie ihn allein.

Julian inspizierte das Bad, betrachtete nachdenklich den dichten Bartwuchs in seinem Gesicht und entledigte sich schließlich des schmutzigen Mantels. Erschrocken betrachtete er die unzähligen Prellungen an seinem Körper die be-

reits von einem blau grünlichen Ton ins Gelbe wechselten. Der Verband an seiner Schulter war braun und fleckig. Sein Glück war, dass die Schulter nicht angebrochen schien, denn sonst, so erinnerte er sich, hätte man ihn in einen altmodischen, aber in dieser Zeit üblichen Gipsverband gesteckt.

Es klopfte kurz an die Badezimmertür und Rachel erschien mit einem Stapel Handtücher und Kleidungsstücken. Sie blieb erschrocken in der Tür stehen, als sie den Arzt sah. „Mein Gott, was hat man mit Ihnen angestellt? Ihre Schulter, ist sie...?“

„Wahrscheinlich nur eine Prellung.“, erklärte der Arzt und nahm ihr die Handtücher ab.

„Ich werde eine Bandage holen.“, erwiderte sie schnell und verließ das Zimmer.

Julian genoss das Bad sichtlich. Er räkelte sich in dem warmen duftenden Badewasser. Es kam ihm so vor, als hätte er jahrelang nicht gebadet. Sorgfältig wusch er die Schutzschicht von jedem Zentimeter seiner Haut. Zuletzt versuchte er sich an dem bereitgestellten Rasierutensilien und schaffte es, sich seines Bartes zu entledigen, ohne sich zu verletzen. Mit Genuss stieg er in die saubere Unterwäsche und verließ das Bad.

Rachel erwartete in auf dem Bettrand mit einer weißen Bandage in der Hand.

„Sie wollen mir helfen?“ erkundigte sich Julian und nahm neben ihr Platz.

„Sicher.“, antwortete sie flüsternd und legte ihm den straffen Verband an. Als sie etwas zu fest zog, stieß er einen leisen Schmerzensschrei aus. Sie entschuldigte sich dafür, doch er lächelte nur. Schließlich befestigte sie das Ende der Bänder mit zwei Klammern und sah ihn erwartungsvoll an.

Er fuhr ihr zärtlich durch die Haare und streichelte ihr Gesicht. „Ich habe Sie sehr vermisst, Rachel.“

Sie schloss kurz die Augen und umarmte ihn vorsichtig. „Ich Sie auch.“

Nach den vielen Tagen roher Gewalt und unwürdiger Behandlung tat ihre sanfte Umarmung so gut, dass er fast geweint hätte, aber stattdessen kostete er das enge Beieinandersein aus und wünschte sich, ihr noch näher zu kommen.

„Sie haben sicher Hunger?“ sah sie ihn fragend an.

Er nickte, ließ sie aber nicht gehen. In diesem Moment verlor er jegliche Scheu ihr gegenüber. Ohne Zweifel begehrte sie ihn genauso wie er sie. „Sie bedeuten mir mehr, als ich anfangs geglaubt habe“, flüsterte er mit rauer Stimme.

Sie lächelte, kam langsam näher und küsste ihn. Erst sanft und vorsichtig, als könne sie ihn

verletzen, doch dann wurden ihre Bewegungen heftiger. Sie nahm seine Zunge tief in sich auf und spielte mit ihr. Seine Hände öffneten die Knöpfe ihrer Bluse, fuhren über weiche glatte Haut und zogen ihren Körper auf seinen Schoß. Lächelnd strich sie ihm die nassen Strähnen aus der Stirn und berührte mit ihren Lippen jede Stelle in seinem Gesicht. Währenddessen entledigte er sie ihrer Bluse. Ihre Haut war weiß wie die einer typischen Nordeuropäerin, nur ihr Gesicht und die Arme zeigten sich sonnengebräunt. Ihre Brüste bedeckte eine Unterwäsche aus weißem Baumwollgewebe. Er versuchte sie ihr auszuziehen, doch sie kam ihm zuvor, nahm ihm die Arbeit ab und zog auch ihre Hose aus. Lachend umschlang sie seine Taille und ließ sich mit ihm aufs Bett fallen.

„Hättest Du mir vor Tagen erzählt, dass wir das jetzt tun, hätte ich Dich für verrückt erklärt.“  
murmelte sie leise.

Er sagte nichts, berührte dafür zärtlich ihre Brüste und küsste sie. Ihre Brustwarzen reckten sich ihm entgegen, bis er schließlich der Versuchung erlag, sie zwischen seine Lippen zu nehmen. Sie fühlten sich hart an und rau. Von fern hörte er Rachels leises Stöhnen, das ihn noch mehr aufreizte. Seine Zunge wanderte über ihren Bauch zum Nabel. In jenem Moment schien alles

vergessen. Die Erlebnisse der letzten Tage ebenso wie das Gestrandetsein in der Vergangenheit. Es gab für ihn nur noch sie und das Verlangen sie an jeder Stelle ihres Körpers zu berühren. Womöglich war es sein Unterbewusstsein, das Wiedergutmachung für seinen Verrat an ihr forderte.

Ihre Haut duftete. Er legte seinen Kopf auf ihren Bauch und blieb eine Weile so liegen. Zärtlich fuhr sie mit den Fingern durch seinen Haarschopf, spürte die dünne Ader, die sich quer über die Stirn zog und an der Nasenwurzel endete. Sie hatte nicht geglaubt, dass sie so viel für diesen Fremden empfinden würde. Doch die letzten Tage waren die Hölle gewesen. Mit dem Bewusstsein zu leben, dass er hinter Gittern gequält und gepeinigt wurde, belastete sie bis aufs äußerste. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sich das letzte Mal derartige Sorgen um einen Menschen gemacht hatte. Sie fühlte sich schuldig, hatte er es doch für sie getan. Als sie ihn vor Minuten im Bad gesehen hatte, die verletzte Schulter und die unzähligen Prellungen, war das wie ein Schock gewesen.

Er stöhnte leise und stemmte sich mühsam auf, betastete die schmerzende Schulter.

„Leg Dich hin.“, raunte sie ihm zu und drückte ihn sanft in die Kissen. Seine Haut war warm. Die wenigen kaum sichtbaren Brusthaare ver-

schwanden fast ganz unter dem weißen Verband. Er lächelte als sie seine Brustwarzen berührte und ihre Finger über seinen Bauch gleiten ließ. Zu deutlich zeichneten sich seine Rippen unter der dunklen Haut ab. Bei jeder Berührung kräuselte sich seine Haut wie die Oberfläche eines Sees, über die ein leichter Wind weht. Vorsichtig entblöbte sie ihn vom Rest seiner Kleidung und setzte sich auf ihn. Rhythmische Bewegungen trieben beide letztendlich in unerreichbare Höhen.



## Der Weg nach Hause

Er öffnete die Augen und bemerkte Rachels Arme, die sich um seinen Körper geschlungen hatten. Vorsichtig drehte er sich zu ihr hin. Sie schlief, ihre Augen waren geschlossen und ihre Nasenflügel bebten sanft bei jedem Atemzug. Sie war eine wunderbare Frau. Viel zu gern hätte er sie mitnehmen wollen. Er stellte sich vor, wie sie beide auf DS9 die Promenade entlang wanderten und er ihr alles zeigte, was seine Zukunft zu bieten hatte. Doch er schien hier gestrandet, vielleicht war es sein Schicksal hier zu leben. Er schüttelte den Gedanken ab, als er ihre Finger auf seinen Lippen spürte.

Rachel blinzelte ihn an. „Julian Bashir!“, formulierte Sie spöttisch, „Sie überraschen mich immer wieder.“

„So...“, machte er gedehnt und rückte so nahe an sie heran, dass er seine Lippen auf ihren Mund pressen konnte.

„Wann werden wir wieder ins Lager zurückkehren?“, fragte er später. Sein Kopf lag an ihrer Schulter und ihre Hände waren fest verschlungen.

Ihr Gesicht bekam einen traurigen Zug. „Wir werden nicht dorthin zurückkehren können. Ich werde gesucht und muss das Land so schnell wie

möglich verlassen, um nicht festgenommen zu werden.“

„Es tut mir leid.“ Er drückte ihren Körper fest an sich. „Das ist alles meine Schuld.“, flüsterte er.

Sie sah ihn aus großen fragenden Augen an, doch er antwortete nicht, vergrub stattdessen seinen Kopf noch tiefer an ihrer Schulter.

„Wir haben Dr. Mohamedani getroffen. Er hat sofortige Hilfe versprochen. Ahmed ist zurück nach Sachra Tarig um den Hilfskonvoi zu empfangen. Er entschuldigt sich übrigens bei Dir. Er war es nicht, der Dich verraten hat, einer seiner Freunde ist misstrauisch geworden. Die Britische Regierung schickt in ein paar Tagen meinen Nachfolger ins Lager.“, erzählte sie und man sah ganz deutlich, wie bedrückt sie durch die geänderte Situation war. „Ich habe meine Arbeit geliebt.“, sprach sie weiter, „Zu keiner Zeit hätte ich gedacht, dass es so enden würde. Aber nun werde ich nach Hause gehen. Vielleicht kann ich eines Tages zurückkehren.“ Sie warf einen fragenden Blick auf den Mann an ihrer Seite. „Würdest Du mich begleiten?“

Er sah zu ihr auf. „Ich weiß nicht. Ich muss nach Hause...“

„Auf Deine Raumstation?!“ In ihrem Lächeln gab es diesmal nichts Spöttisches. „Deine Freunde werden bestimmt schon nach Dir suchen.“

„Ja, vielleicht. Aber hier...“ Er machte eine umfassende Geste, „werden sie mich nicht finden. Andererseits...“ Er schien zu überlegen, „könnte ich Dich niemals allein lassen.“

Sie legte die Arme um ihn und hielt ihn lange fest.

„Wie stellst Du Dir vor, dass wir hier wegkommen?“, fragte er später, als sie gemeinsam zum Essen um einen Tisch saßen.

„Es gibt da einen Mann...“, antwortete sie zögernd, „Ich weiß allerdings nicht, ob das nur ein Gerücht ist. Er soll politisch Verfolgten helfen, außer Landes zu kommen. Man sagt auch, dass er mit Amnesty International zusammenarbeitet.“

„Hassan El Bejeht?“

Julian Frage versetzte Rachel in Staunen. Sie ließ das Stück Brot, das sie gerade in den Mund schieben wollte, wieder sinken. „Woher...?“

„Der Mann, der die Zelle mit mir teilte, sprach von ihm.“, erklärte er schlicht.

Sie seufzte und aß weiter. Irgendwann jedoch sah sie auf und fragte leise: „Möchtest Du mir davon erzählen?“

Julian wusste ganz sicher, wovon sie sprach, aber er wollte nicht, dass sie erfuhr, wie schlecht es ihm wirklich ergangen war. Sie sollte nicht noch mehr Schuld empfinden müssen. Also

schüttelte er den Kopf und berührte ihre Wange, „Das wäre nicht gut.“

Sie nickte, nahm die Serviette von ihrem Schoß und legte sie auf den Teller. „Ich werde mich um unsere Abreise kümmern.“, bestimmte sie, während sie sich erhob. „Du solltest Dich derweil ein wenig ausruhen.“

Der Arzt nickte zustimmend, lehnte sich zurück und sah ihr nach, wie sie den Raum verließ. Er war tatsächlich sehr erschöpft. Jetzt wo er hier allein war, schien es so als legte sich alles wie eine schwere Last auf ihn. Die Erlebnisse der vergangenen Tage, die Stunden mit Rachel und sein nicht enden wollender Aufenthalt in der Vergangenheit. Er legte sich aufs Bett und wünschte er würde auf DS9 aufwachen.

\*\*\*

Es kribbelte am Haaransatz. Er versuchte es mit einer müden Handbewegung zu vertreiben, doch er stieß auf Widerstand. Er blinzelte und erkannte Rachel, die neben ihm auf der Bettkante saß. Seufzend legte er seinen Kopf an ihren Oberschenkel. Sie fuhr ihm durchs Haar und streichelte seinen Nacken.

„Gut geschlafen?“, fragte sie.

Er war sich nicht sicher, wie er die Frage beantworten sollte. Erinnerungsfetzen eines schlechten Traumes schoben sich in sein Be-

wusstsein. Er sah sich mit einem Phasergewehr auf Menschen zielen. Ein riesiger Berg von Verwundeten und Toten türmte sich vor ihm auf, aber er unternahm nichts dagegen. Man reichte ihm einen Injektor, doch er betrachtete das Gerät in seiner Hand wie ein unbekanntes Artefakt. Wirre Gedanken beherrschten sein Bewusstsein, die Fähigkeit klar zu denken, war wie „abgestellt“.

Er schüttelte den Kopf, als könne er damit auch die Bilder und Gedanken abschütteln bis er plötzlich begriff, woher all das rührte. „Rachel...“, flüsterte er, „Wie würdest Du Dich fühlen, wenn Du wüsstest, dass einer Deiner Vorfahren ein großes Verbrechen begangen hat, das er ein schlechter Mensch gewesen ist?“

Sie holte tief Luft, hob seinen Kopf an und betrachtete ihn verwirrt. „Wie kommst Du darauf?“

Er legte sich auf den Rücken und starrte zur Decke. „Würdest Du nicht auch Angst haben, dass es so etwas auch in Dir gibt. Etwas, das nur darauf wartet hervorzubrechen.“

Sie neigte den Kopf. „Ich weiß nicht, vielleicht.“ Als er nicht reagierte, fügte sie hinzu: „Ich glaube nicht, dass Gewaltbereitschaft und Verbrechen genbedingt sind. Es erwächst aus Erfahrungen und Gelerntem. Jedes Kind, das geboren wird, hat die Anlage ein schlechter Mensch

zu werden. Es sind unsere Bildung, unser Wissen, die das steuern.“

„Wir wachsen aus uns selbst. Meinst Du das?“, formulierte er.

„Aus uns selbst und dem, was uns umgibt.“, wiederholte sie.

Sie schwiegen eine Weile. Julian war froh, ihre Hand zu spüren, das Gefühl zu haben, nahe bei ihr zu sein.

„Warum stellst Du solche Fragen? Was ist passiert.“, flüsterte sie ernst. Doch er winkte ab und erhob sich. Sie blieb sitzen und sah ihm traurig nach, als er im Badezimmer verschwand.

„Wenn es dunkel wird, werden wir aufbrechen.“, erklärte sie laut, so dass er es auch durch die Badezimmertür hören konnte. „Wir fahren in Richtung Wadi Halfa. Es gibt dort in der Nähe eine alte Karawanenstraße. Wir werden sie zur Flucht benutzen.“

Julian streckte den Kopf zu Tür heraus. „Wieso schon heute?“

Sie lächelte schwach. „Je länger wir bleiben, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie mich finden. Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Er nickte, löste sich vom Türrahmen und trat auf sie zu. Sie schlang die Arme um ihn. „Bist Du sicher, dass Du mitkommen möchtest?“

Er antwortete nur mit einem Lächeln und drückte seine Lippen auf ihre Stirn.

Stunden später saßen beide im Laderaum eines alten Transportfahrzeugs. Der Fahrtwind zupfte an der zugezogenen Plane des Verdecks und blies Wolken von Straßenstaub in den Wagen.

Rachel hatte sich fröstelnd an den Arzt geschmiegt, denn die bereits hereingebrochene Nacht brachte Kälte. Es würde eine lange Fahrt werden, hatte die Britin ihm erklärt, fast 48 Stunden fuhr man mit dem Automobil bis zur ägyptischen Grenze. Kurz vor Wadi Halfa würde sie ein Trupp Rebellen in Empfang nehmen und über die heiße trockene Karawanenstraße mitten durch die Wüste führen.

Rachel dachte mit Wehmut an die Menschen, denen sie im Laufe der vergangenen Jahre geholfen und die sie unterstützt hatte. Sie war traurig darüber, dass sie sich nicht einmal verabschieden konnte. Viele dieser Leute waren ihr sehr ans Herz gewachsen während ihrer Zeit im Lager. Und manche würden sicher nicht verstehen, warum sie nicht wiederkam.

Sie sah zu dem schlafenden Mann an ihrer Seite. Er war der Grund für ihre Veränderung. Durch ihn hatte sie ihre Zukunft in diesem Land verloren, aber durch ihn war wahrscheinlich auch

das Leben Hunderter Menschen gerettet worden, die nun mit den Hilfslieferungen von Dr. Mohamedani eine zweite Chance erhielten. Sie selbst hätte diesen Schritt nie gewagt, genau wissend, dass es ihre Zukunft kosten könnte. Doch durch die ungezwungene Naivität des fremden, jungen Mannes, hatte sie sich hinreißen lassen. Er hatte dafür am teuersten von allen bezahlt. Er verlor kein Wort über das, was im Gefängnis passiert war, doch seine Verletzungen sprachen Bände. Sie drückte sich noch enger an ihn und hoffte ihn somit von den quälenden Schuldgefühlen zu befreien. Er hatte sie verraten, das war ganz deutlich in seinen erschrockenen Augen zu lesen gewesen, als sie ihn nach seiner Entlassung von der Straße geholt hatte. Doch angesichts ihres Wissens, dass sie über die Verhörmethoden der Regierung hatte, war sie eher besorgt, als verärgert.

Es war schon seltsam, nie hatte sie einem Menschen so schnell vertraut wie ihm. Obwohl er so plötzlich in ihrem Leben erschienen war, war sie nun bereit mit ihm eine neue Zukunft zu beginnen. Er würde mit ihr zurück nach England gehen, vielleicht erfuhr sie dann mehr über seine Vergangenheit. Sie glaubte nicht an die Zeitreisegeschichte, die er ihr aufgetischt hatte, doch andererseits gab es Verhaltensweisen an ihm, die so fremd waren, dass sie zu zweifeln begann. – Din-

ge die er nicht kannte, obwohl sie ganz alltäglich waren, oder auch die Not und das Elend der Menschen hier. Sie hatte seine Augen gesehen, als er ins Lager gekommen war und sie vermutete, dass er nicht verstand, warum die Leute so leben mussten. Als Arzt hätte er an einen solchen Anblick gewöhnt sein sollen. Doch er...! Er staunte wie ein Kind, das zum ersten Mal einen Toten sah...

\*\*\*

Die Bremsen quietschten und der LKW hielt mit einem Ruck. Julian musste sich festhalten, damit er nicht umgeworfen wurde. Leise Stimmen drangen von draußen an sein Ohr und taten ihm kund, dass sie am Ziel angekommen waren.

Rachel kletterte bereits nach vorn, als sich auch schon eine Ecke der Plane öffnete und ein bärtiger Mann seinen Kopf hereinsteckte. Die geflüsterten Worte, die er mit der Britin wechselte, waren so leise, dass Julian sie nicht verstand. Auf einen Wink von ihr, folgte er ihr zur Laderampe.

Die warme frische Luft war wie ein wohliger Schauer, nach der tagelangen Fahrt im dumpfen, muffig riechenden Wagen. Er bemerkte nicht weit von ihnen entfernt eine Gruppe von Männern vor einem Hügel. Sie trugen helle Mäntel wie er und

zusätzlich hatten sie, zum Schutz vor der Sonne, Tücher um den Kopf gewickelt.

Der Mann führte sie zu der abseits der Straße wartenden Gruppe, während der LKW wieder den Motor anwarf und seine Fahrt fortsetzte. Julian sah ihm mit einem unsicheren, wehmütigen Gefühl nach. Er wusste nicht, was auf ihn zukommen würde und wie diese Leute ihn und Rachel über die Karawanenstraße nach Ägypten bringen wollten. Er hatte bis jetzt kein Fahrzeug gesehen, und es schien ein langer Weg zu sein.

Die Männer unterbrachen ihre Gespräche, als die beiden Neuankömmlinge herantraten. Julian und die Britin murmelten die Begrüßungsformel, die von den anderen vielstimmig erwidert wurde. Der Arzt betrachtete gespannt die sonnengebrannten Gesichter der Gestalten. Ihre Haut hatte ein fast gegerbtes Aussehen. Tiefe und weniger tiefe Falten hatten über Jahre hinweg ein einzigartiges Muster geschaffen. Die dunklen Augen lagen tief versteckt unter faltigen Lidern. Dichte Bärte bedeckten einen Großteil der Gesichter. In manchen zeigten sich schon graue Strähnen.

Julian war sich nicht sicher, was er davon halten sollte. Er erinnerte sich an die Worte al-Madihs: „Vertrauen Sie niemandem.“ Daher folgte er nur zögernd, als die Gruppe aufbrach und die Hügelkuppe erklomm. Was ihn dahinter er-

wartete, war nicht dazu bestimmt, seine Zweifel zu zerstreuen. Einige Meter unter ihnen wartete eine Gruppe Tiere. Der Arzt konnte sowohl Kamele, als auch Dromedare ausmachen. Er blieb stehen. Rachel bemerkte es und sah erwartungsvoll zu ihm zurück. „Was ist?“

„Das ist nicht ihr Ernst?!“, entrüstete er sich.

„Gibt es ein Problem?“ Einer der Männer war ebenfalls stehengeblieben und wandte sich nun an die Frau.

„Haben Sie keine anderen Transportmöglichkeiten. Vielleicht etwas...“ Der Arzt suchte nach dem richtigen Begriff, „...weniger Exotisches.“

Rachel kam lächelnd näher und fasste seine Hand. „Es geht darum nicht aufzufallen.“, erklärte sie während sie ihn mit sich zog.

Er gab ein ersticktes Lachen von sich. „Nicht auffallen?! Damit fallen wir doch garantiert auf.“

„Es gibt noch viele Händler, die heute auf diese Art reisen. Vielen fehlt das Geld für ein Fahrzeug bzw. für Treibstoff.“, sagte der bärtige Mann mit einigem Unverständnis.

„Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht.“, beruhigte Rachel den Doktor. „Ich habe das schon einmal getan, Du wirst sehen, es wird Dir Spaß machen.“

Julian brummte nur, aber ergab sich schließlich seinem Schicksal.

Das Besteigen der Tiere gestaltete sich in der Tat einfacher, als angenommen. Jeder von beiden bekam ein Tier zugewiesen. Julians war ein größeres Dromedar mit falbem Fell, das in großen Fetzen herabhing und dadurch etwas ungepflegt wirkte.

Auf ein Kommando hin erhob sich das Tier, das bis jetzt im warmen Sand gekauert hatte. Der Arzt hielt sich krampfhaft an dem sattelartigen Aufbau fest, der nun hin und her zu schwanken schien. Er sah hilfeschend zu Rachel, musste aber feststellen, dass sie sich wesentlich professioneller anstellte, als er.

Sie lächelte, als sie sah, welche unglückliche Figur der Arzt auf dem „Wüstenschiff“ machte. „Entspann Dich, Julian!“, rief ihm sie zu, doch er reagierte nur mit einem gepressten Lächeln.

Kurze Zeit später setzte sich die kleine Karawane endlich in Bewegung. Rachel ritt vor dem Doktor und sah sich gelegentlich lächelnd zu ihm um. Er dagegen hatte erheblich Probleme damit, dass der Horizont und alles unter ihm zu schwanken schien. Fest hoffte er, dass ihm davon nicht übel wurde. Er konzentrierte sich auf einen Punkt am Firmament, der eine gewisse Stetigkeit versprach. Nach einer Weile klappte das auch sehr gut, doch dann begann sein Gesäß zu schmerzen. Das auf und ab der Bewegung stauchte zusätzlich

seinen Steißwirbel und hinterließ ein unangenehmes Brennen. Fast wünschte er sich die begrenzte Bequemlichkeit des Lasters zurück, der sie in diese Gegend gebracht hatte.

Kurz vor Sonnenuntergang hielt man und baute schnell ein Lager auf. Julian und Rachel sahen den Männern zu, wie sie niedrige Zelte errichteten und eine Feuerstelle anlegten, an der Bohnen gekocht wurden.

Die Flammen züngelten hoch hinauf, als sich beide später gemeinsam am Feuer wärmten.

„Wenn es nicht so ernst wäre, fände ich das alles hier unheimlich romantisch.“, bemerkte Rachel.

Julian sah sie aus großen Augen an. „Romantisch?...Nun, vielleicht.“ Er richtete seinen Blick wieder ins Feuer.

„Was wirst Du tun, wenn wir in England sind?“, fragte sie beiläufig.

Er überlegte. „Ich weiß es nicht.“, antwortete er nach einer Weile. Er wusste es wirklich nicht. Wenn er ehrlich war, war ihm auch vollkommen egal, was mit ihm geschah. Hauptsache Rachel blieb bei ihm. Irgendwie schien sich sein früheres Leben, Stunde um Stunde zu verflüchtigen. Nichts von seiner früheren Existenz, nichts von dem, was ihm einmal viel bedeutet hatte, war ihm geblieben. Und das teuflischste war, es fehlte ihm

schon fast nicht mehr. Sollte er zurückkehren können, so wurde ihm schmerzlich bewusst, müsste er Rachel zurücklassen, und das wünschte er sich am wenigsten. Sie war wie eine Verbündete, so wie sie jetzt nachdenklich neben ihm saß. Er legte seinen Arm um ihre Schultern, um sich ihrer Nähe zu vergewissern, sicher zu sein, dass sie noch da war und nicht im nächsten Moment verloren gehen würde.

Es war eine unruhige Nacht. Ständig kam ihm in den Sinn, was er wohl ohne Rachel machen würde. Er grübelte stundenlang darüber, während er neben sich ihr leises Atmen vernahm. Sie war die Frau, auf die er gewartet hatte, sie war die einzige, die sein wirkliches Gesicht gesehen hatte und nicht nur den jungen, charmanten Arzt, der mit seiner Intelligenz prahlte. Nein, sie hatte ihn als gebrochenen, nachdenklichen Mann erlebt, der unsicher war, aber trotzdem die Kraft aufwenden konnte, der hoffnungslosen Situation zu trotzen. Im gewissen Maße war er dem Vedek dankbar dafür, dass er ihn hierher geführt hatte. Er hatte sich dadurch verändert. Es war so, als wären ihm die Augen geöffnet worden, und er hatte zum ersten Mal geliebt. Alle anderen Frauen zuvor waren ihm nie so nah gewesen. Er bedauerte, dass er sie alle so heftig umworben hatte, ob-

wohl es eigentlich keine richtige Liebe war, die er für sie empfand. Er glaubte es nur.

Seine Hand tastete nach der Frau neben ihm. Vorsichtig platzierte er seine Finger auf ihrer Hüfte und legte seinen Kopf an ihren Rücken. Hier in der sicheren Dunkelheit des Zelttes, war es nicht wichtig, dass er Haltung bewahrte. Endlich konnte er das ausdrücken, was tief in ihm schlummerte, der Wunsch nach Geborgenheit und Wärme.

Rachel rührte sich nicht, nur ein Seufzen entfuhr ihren Lippen, an das sich jedoch sofort wieder gleichmäßiges Atmen anschloss.

Irgendwann, lange Augenblicke später, fielen Julian die Augen zu und sein Atmen vermischte sich mit dem ihren.

\*\*\*



Die schwankende Landschaft war zu einem vertrauten Bild geworden. Nur seine Rückenmuskulatur machte sich bei jedem Stoß, jeder unachtsamen Bewegung bemerkbar.

Nach fast fünf Tagen waren sie ihrem Ziel, der günstigsten Passage über die Grenze nach Ägypten, sehr nahe gekommen. Das Gelände wurde hügeliger und damit uneinsichtiger für die Grenzpatrouillen, aber auch für sie selbst.

Nach einem lauten Ruf des Karawanenführers hielt der kleine Treck. Die Treiber brachten ihre Tiere zum Sitzen, und stiegen ab.

Hassan, wie der bärtige Mann hieß, der sie vor Tagen begrüßt hatte, kam auf sie zu. „Wir sind da. Dort oben...“, er zeigte auf den Grad eines felsigen Hügels, der sich etwa hundert Meter über ihre Köpfe erhob, „befindet sich die Grenze. Man wird sie auf der anderen Seite erwarten, aber sie werden zu Fuß dorthin gehen müssen.“

„Was passiert mit Ihnen und den Tieren?“, fragte Julian besorgt.

„Hier in der Nähe befindet sich eine kleine Oase mit einer Wasserstelle. Wir werden dort lagern und morgen wieder zurückreisen.“

„Warum tun sie das für uns, Sie kennen uns doch gar nicht?“, schaltete sich Rachel in das Gespräch.

Der Mann lächelte weise. „Das zu ergründen ist für Sie nicht von Belang. Man hilft Freunden, wenn sie Hilfe benötigen. Europäer werden das nie ganz verstehen. Ich wünsche Ihnen Glück.“ Damit wandte er sich ab und schloss sich der aufbrechenden Karawane an.

„Sie haben ihre eigene Vorstellung von Vertrauen.“ Rachel lächelte noch immer über die Worte Hassans. Mit einem taxiierten Blick zum Hügel fügte sie hinzu: „Machen wir uns auf den Weg.“

Julian sah noch einmal der davonziehenden Karawane hinterher, bevor er der Britin mit großen Schritten folgte.

Sie waren noch nicht sehr weit gekommen, als sie leises Motorengeheul vernahmen. Julian sah sich um, konnte aber in dem Gewirr der Hügel, Felsen und kleiner Täler nichts ausmachen. Rachel blieb ebenfalls stehen und suchte den Horizont ab, aber auch sie sah nichts, was zu dem anschwellenden Motorengeräusch zu gehören schien. Es war schon fast zu spät, als beide die grünbraunen Militärjeeps unten am Fuß des Hügel entdeckten. Im selben Augenblick, schlugen auch schon Geschosse vor ihnen, am Boden ein.

„Rachel schnell!“ Julian stürzte los, erklomm Schritt um Schritt die steile Steigung. Vor ihm rannte Rachel, während hinter ihnen Gewehrsal-

ven erklangen. Wie durch ein Wunder wurde er nicht getroffen. Einmal glaubte er sogar den Windhauch einer Kugel neben seinem Kopf zu spüren, bevor er sich hinter einem Fels in Deckung brachte. Weiter vorn sah er plötzlich wie Rachel stürzte und drohte den Abhang wieder herabzurutschen. Steine rollten den Hang hinunter, rissen wie eine Lawine kleinere mit sich.

Er verließ seine Deckung, rannte zu ihr, hob sie auf und zog sie mit sich dem Grat des Hügels entgegen. Nur noch wenige Meter trennten sie davon, doch hinter sich hörte er bereits die Schritte der verfolgenden Soldaten. Das Gewehrfeuer hatte nachgelassen, nur noch hin und wieder löste sich ein Schuss. Wahrscheinlich konnten sie nicht zielen und gleichzeitig den Hügel erklimmen.

Endlich. Oben angekommen zögerte Julian nicht und sprang über den Grat, riss Rachel mit sich, rollte sich ab und landete sicher auf den Füßen. Rachel war nicht so behände, sie stürzte, aber er fing sie auf und schob sie vor sich her, den Abhang hinunter. Unten in einer Talsenke standen Fahrzeuge und Soldaten in Uniform, die Gewehre im Anschlag hielten.

Julian stutzte und hielt inne. War das nicht die Grenze? Hatte man sie wieder verraten? Einer der Soldaten winkte ihnen zu. Der Arzt zögerte, ob er weitergehen sollte, doch dann sah er die Unifor-

men. Sie waren anders, als die des sudanesischen Militärs.

Oben am Grat tauchten die ersten ihrer Verfolger auf und blieben stehen, als sie die Gewehrmündungen erblickten, die auf sie gerichtet waren.

Es fiel kein Schuss mehr und Julian beeilte sich mit dem Abstieg. Er hatte Rachels Oberkörper fest umschlossen. Sie stolperte neben ihm her.

Sie hatten es geschafft. Der Arzt konnte es kaum glauben. Als er sich kurz umdrehte, sah er wie die Männer auf dem Grat kehrtmachten und hinter dem Hügel verschwanden.

Im Tal blieb er endlich stehen. Sein Atem ging schnell, aber er lächelte. „Wir haben es geschafft!“, brachte er atemlos hervor. Er ließ Rachel los und freute sich. Doch das Lächeln auf seinem Gesicht verblasste, als ihn ihr trauriger Blick traf und sie vor ihm zusammenbrach.

Geistesgegenwärtig fing er sie auf. Jetzt entdeckte er auch den roten Blutfleck auf ihrer Brust, der größer zu werden schien. „Nein!“, hauchte er. Sacht bettete er sie auf den steinigen Boden und begann mit einer Untersuchung.

Die Diagnose war niederschmetternd. Eine Kugel hatte sich von hinten durch den linken Lungenflügel gebohrt und eine Herzarterie durchschlagen. Sie würde verbluten.

Die Soldaten die dazukamen richteten mitleidige Blicke auf ihn und den verwundeten Körper der Frau, bevor sie sich wieder abwanden. Doch für Julian war das jetzt nicht wichtig. Er kniete neben der leblosen Frau und hatte sie in den Arm genommen. Gedankenverloren strich er ihr verschwitzte Haarsträhnen aus der Stirn.

„Du...“, begann sie leise flüsternd, während ein kleines blutiges Rinnsal aus ihrem Mundwinkel tropfte, „bist wirklich aus...der Zukunft. Du solltest jetzt...nach Hause gehen.“

Er erkannte in ihren Augen, dass sie es ernst meinte. Daraufhin verzog er das Gesicht zu einer schmerzerfüllten Grimasse. „Lass mich nicht allein hier.“, flüsterte er ihr zu, doch sie lächelte nur und schloss die Augen.

„Nein! Rachel!“ Er wollte sie an sich drücken, doch seine Gliedmaßen gehorchten ihm nicht mehr. Alles verschwamm um ihn herum, als das Fließen begann.

\*\*\*

„Nein, nicht jetzt, nicht jetzt!“, schrie er, obwohl er sich nicht sicher war, ob jemand seine Worte hören würde. Er kämpfte gegen das Fließen an, versuchte sich ihm zu entziehen, aber es half nichts. „Lasst mich zurück! Ich will zurück!“ Mit diesem Worten fand er sich in dem dunklen,

nur von Fackeln erleuchteten Raum im Bajoranischen Kloster wieder.

Er zitterte, Tränen liefen über seine Wangenknochen, und sein Atem ging schnell.

„Beruhigen Sie sich.“ Vedek Moratan hatte den Drehkörper verschlossen und legte ihm nun eine Hand auf die Schulter. „Es ist alles vorbei.“, versuchte er den Arzt zu beruhigen.

„Rachel!“ Doch dieser hatte noch immer nicht vollständig in die Realität zurückgefunden. Es dauerte einige Augenblicke, bis ihm bewusst wurde, was passiert war.

„Kommen Sie!“, forderte ihn der Vedek auf.

Mit noch zitternden Beinen verließ Julian das Kloster. Draußen vor der Tür hielt er inne und wandte sich an Moratan: „Was ich erlebt habe.“, begann er stockend, „Ist es wirklich passiert? Oder war es nur eine Vision?“

Der Vedek lächelte hintergründig. „Es war so real, wie sie es möchten.“

Dem Arzt lief ein Schauer über den Rücken. Wie konnte er bestimmen, ob es real war oder nicht? Wollte er das überhaupt, jetzt da er wusste, dass Rachel tot war?

Als er aus seinen Gedanken erwachte und dem Vedek danken wollte, war dieser verschwunden.

Vorsichtig trat er hinaus in den Klostergarten. Wie viel Zeit mochte inzwischen vergangen sein? Stunden oder Tage? Aber dann hätte man ihn doch schon längst gesucht?!

Das viele Grün um ihn herum schmerzte seine Augen, die an die karge eintönige Wüstenszenerie gewohnt waren. Es zirpte. Er lauschte dem Geräusch, um zu ergründen, woher es kam. Es wiederholte sich und er begriff, dass es sein Kommunikator war. Er trug ja wieder seine Uniform und nicht mehr den weiten Mantel. Er tastete nach dem Gerät, als ein scharfer Schmerz seine Schulter durchzuckte. Er erstarrte, sah sich um, doch es war niemand zu sehen. Ein wiederholt eindringliches Zirpen erinnerte ihn daran, den Kommunikator zu bedienen. „Bashir!“, meldete er sich und sein Name hinterließ einen bitteren Geschmack.

„Endlich, Doktor!“, erklang Kiras Stimme am anderen Ende. „Wir haben einen Notfall auf der Station. Sie müssen sofort zurück.“

„Ich...“ Er sah sich noch einmal um. „Ich bin hier fertig.“, fügte er leiser hinzu.

„Ist alles in Ordnung mit Ihnen?“ Kira klang ehrlich besorgt.

„Ja! Mir geht es gut. Beamten Sie mich an Bord.“

Bevor er in einem Glitzern dematerialisierte, tastete er nach der schmerzenden Schulter und in

diesem Moment verstand er die Tiefgründigkeit in der Antwort des Vedeks. Es war nun an ihm die Entscheidung zu treffen, ob er aus der vergangenen Geschichte lernen, oder sie einfach ignorieren wollte. Er traf eine Entscheidung für sich und seine Zukunft. Es ging nicht darum, ob es tatsächlich passiert war. Es ging um das, was mit ihm passiert war. Die neuen Erfahrungen und Erkenntnisse durfte er nicht ignorieren, da seine Reise sonst völlig umsonst gewesen war. Obwohl ihn der Tod Rachels mehr schmerzte, als alles andere zuvor, wollte er die Erinnerung an sie nie verlieren.

Er würde lange brauchen, um alles zu verarbeiten, alles was er gesehen, erlebt und gefühlt hatte. Das große Stück Selbstgefälligkeit in ihm war fort. Fortgespült durch das Wissen und die Erinnerungen. Der Stolz über sein vorheriges Leben verblasste und hinterließ jene Bitterkeit, die man Reue nannte. Er hatte viel zu oft den Fehler begangen, jedem zu zeigen wie schuldlos und fehlerfrei er war. Doch nun wusste er, dass das in keinem Fall der Wahrheit entsprach und er nichts lieber tun würde, als sich bei jedem zu entschuldigen, dem er irgendwann damit vor den Kopf gestoßen hatte.

Für ihn hatte sich alles geändert. Er war nun ein Teil der Vergangenheit seines Volkes, ein

Teil von Schmerz, Leid und Unrecht, aber auch  
ein Teil von Hoffnung und Triumph.

ENDE

## Nachwort zur Originalausgabe

Science Fiction vor realem Hintergrund, war das Ziel meiner Geschichte. Einmal etwas anderes zeigen, als das Leben auf Raumschiffen und -stationen. Ein Thema zu wählen, was uns selbst betrifft, und mit dem wir täglich konfrontiert werden. Ich möchte weder, für irgendwelche Organisationen, Werbung machen, noch warnend den Zeigefinger erheben und zu Spenden aufrufen. Jeder von uns hat das Recht, selbst zu entscheiden, wie er diese Geschichte auslegt. Problematisch ist sie in jedem Fall.

Bei meinen Recherchen stieß ich sehr schnell an Grenzen. Beispielhaft dafür ist die magere Ausbeute über das politische Geschehen im Sudan seit 1989. Über viele Umwege kam ich schließlich zu Amnesty International, die mich liebenswürdigerweise auf eine Broschüre verwiesen, die sehr hilfreich war.

Dennoch sollte man nicht vergessen, dass alles nur eine Geschichte ist. Einige der Charaktere sind frei erfunden, andere wiederum sind tatsächlich existent, wenn auch ihre Darstellung durch mich, subjektiv und nicht nachvollziehbar ist.

Einer dieser Charaktere ist Brigadegeneral Omar Hassan Ahmad al-Bashir, der in den Mor-

genstunden des 30. Juni 1989, unterstützt von Armee-Einheiten, den Präsidentenpalast sowie das Hauptquartier der Armeeführung stürmte und einen Putsch auslöste. Sicher wird er nie der Vorfahre eines Julian Bashir werden, aber es erschien mir interessant aufzuzeigen, wie Nachkommen auf die radikalen Eigenschaften ihrer Vorfahren reagieren und welche Spuren das in ihrer eigenen Entwicklung hinterlässt.

Ein anderer, im Fandom sicher bekannter Name ist Sadiq al-Mahdi, zum Zeitpunkt des Putsches Ministerpräsident des Landes, Vorsitzender der Umma-Partei und Onkel des Bashir Darstellers Siddig el Fadil. Er wurde tatsächlich im April 1994 für 24 Stunden in Gewahrsam genommen, im Juni erneut von den Behörden verhaftet und 13 Tage festgehalten. Sicher, die Idee auch ihn, in meine Story aufzunehmen, war ungewöhnlich, aber anhand des politischen Hintergrundes nicht ganz von der Hand zu weisen. Nur so ließen sich beide Seiten zeigen und außerdem hielt ich das Zusammentreffen der beiden, für einen ziemlich ausgefallenen Gedanken.

Weiterhin existent ist die Person des Arztes Dr. Magdi Mohamedani, der in der verbotenen Ärztevereinigung aktiv ist und von 1989 bis 1994 auch mehrmals verhaftet wurde. Möglicherweise kann er tatsächlich die vielen Flüchtlingslager mit

Medikamenten oder Lebensmittel unterstützen, aber einen direkten Hinweis darüber habe ich nirgends gefunden.

Rachel und die anderen Charaktere hat es so nie gegeben. Sie sind von mir frei interpretierte Personen von denen es aber im Sudan sicher ähnliche gibt. Denn die Flüchtlingslager werden von Jahr zu Jahr mehr, da der Krieg im Südsudan noch lange nicht beendet ist, und die Regierung auch keine Anstrengung in dieser Hinsicht zu unternehmen scheint.

Alles in allem habe ich versucht, mich an die realen Hintergründe zu halten, was mir sicher auf Grund mangelnder Informationen nicht immer gelungen sein mag. Ich wollte den Lesern eine Welt zeigen, wie sie wirklich existiert und von der nur sehr wenig an die Öffentlichkeit dringt. Gewalt, Hunger und politische Verbrechen sind in vielen Ländern der Erde an der Tagesordnung. Vielleicht sollten wir auch einmal daran denken, wenn wir uns der Illusion der fast perfekten Zukunft des Star Trek Universums widmen. Denn wir sind diejenigen, die den Grundstein für eine solche Zukunft legen werden.

Mein besonderer Dank gilt Amnesty International, die diese Geschichte erst möglich machten, dem Star Trek Forum besonders Uschi Stockmann für die Möglichkeit der Veröffentli-

chung und meinen Freunden, die mich mit Ideen und Hinweisen auf den richtigen Weg geschickt haben.

Christina Hacker

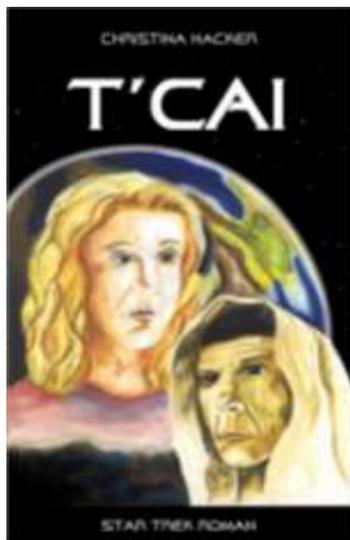
Quellenverzeichnis:

Sudan – Keine Zukunft ohne Menschenrechte  
Amnesty international 1. Auflage 1995  
ISBN 3-89290-035-3

Sudan Reisehandbuch  
Conrad Stein Verlag 1.Auflage 1992  
ISBN 3-89392-056-0

und das Internet

Weitere Romane der Autorin  
T'CAI



Die ENTERPRISE empfängt einen Notruf. Alpha 06, eine Forschungsstation auf Dreva V, wird von Romulanern angegriffen. Doch als das Schiff eintrifft, findet man nur eine Überlebende - Lt. Julie Wesby. An Bord stellt Dr. Crusher seltsame Veränderungen im Körper des Mädchens fest, die die weitere

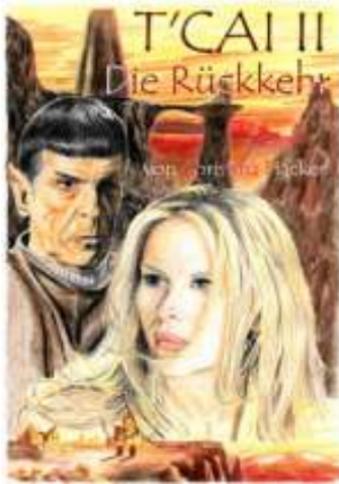
Starfleetkarriere Julies in Frage stellen.

Eine unerwartete Begegnung an Bord der ENTERPRISE verändert Julies Leben drastisch. Als dann auch noch die Romulaner zurückkehren, stellen sich ihr viele Fragen.

Sie entscheidet sich und kehrt Starfleet den Rücken. Auf VULKAN findet sie die Antworten auf ihre Fragen - und macht dabei eine schreckliche Entdeckung.

eBook: 368 Seiten

## T'Cal II – Die Rückkehr

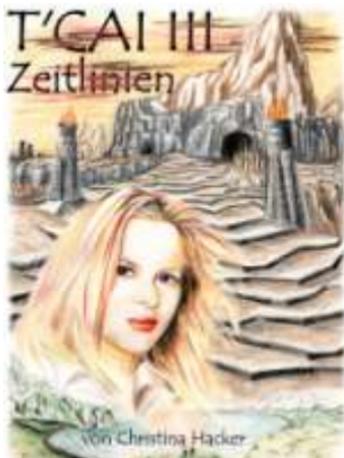


Ein neuer Anfang – so glaubt Julie das Geschehene vergessen zu können. Doch Jahre später holt sie die Vergangenheit in Form des Krieges zwischen der Föderation und dem Dominion wieder ein und sie muss sich erneut ihrer Identität und der gescheiterten Beziehung zu ihrem Vater Spock stellen. Am Ende droht nicht nur der Verlust ihrer Sternenflottenkarriere, sondern auch ihres Verstandes.

Auf VULKAN versucht sie hinter die Gründe für ihre Krankheit zu kommen, um ein Heilmittel zu finden. Aber es scheint nur einer Person zu geben, die ihr helfen könnte: Spocks Vater Sarek. Doch der ist schon seit Jahren tot...

eBook: 343 Seiten mit Illustrationen

## T' Cai III – Zeitlinien



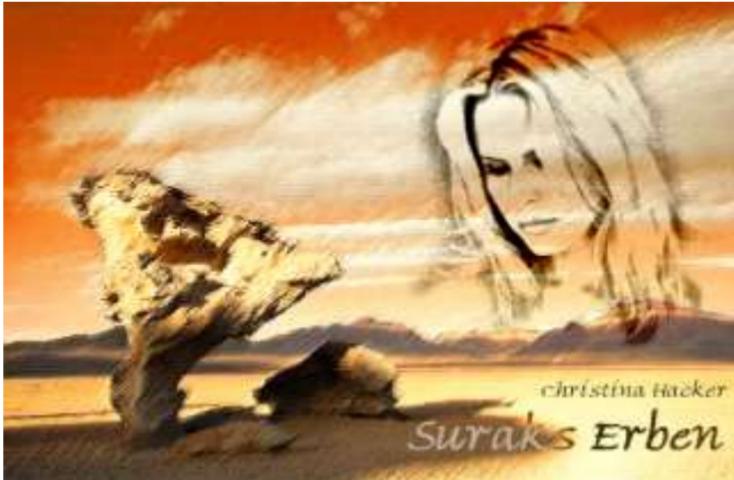
Den Ausschluss aus der Sternenflotte kann Julie selbst nach über einem Jahr auf VULKAN nicht überwinden. Selbstzweifel und Hoffnungslosigkeit plagen sie. Doch in dem Moment, wo sie sich am Boden glaubt, wird sie von einem Fremden mit einer ungewöhnlichen Mission betraut. Eine temporale Macht hat die

Zeitlinie geändert und es scheint, dass nur Julie in der Lage ist, das Problem zu lösen.

Ihre Reise in die Vergangenheit führt sie in ein VULKAN vor der Föderationsgründung und bringt ihr einige unerwartete Begegnungen. Eine davon stellt sie auf eine besonders harte Probe, an der ihr Herz endgültig zu zerbrechen droht. Als sie in die Gegenwart zurückkehrt, glaubt sie die Aufgabe vollbracht zu haben. Doch die geheimnisvolle Macht gibt nicht auf. Plötzlich findet sich Julie selbst im Fokus der temporalen Veränderung und diesmal scheint es keinen Ausweg zu geben. Da bekommt sie Hilfe von einer Person, an die sie sehr lange Zeit nicht mehr gedacht hat.

eBook: 340 Seiten mit Illustrationen.

## Suraks Erben



Ausgehend von der T'Cai Triologie erzählt der Roman die weitere Geschichte Julies auf VULKAN.

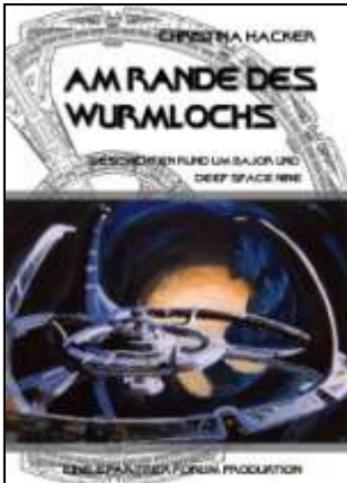
Der Planet befindet sich im Ausnahmezustand. Eine Splittergruppe der V'tosh-ka'tur, Vulkanier ohne Logik, lehnt Suraks Lehren ab, betreibt eine Planetenweite Agitation und stürzt so die Welt ins Chaos. Ihr Anführer Jolan ist ein gnadenloser und machtbesessener Tyrann, der nicht aufgibt und immer größere Teile der jungen Bevölkerung auf seine Seite zieht. Die vulkanische Regierung ersucht um Unterstützung ihrer Sicherheitskräfte durch die Sternenflotte, doch

die Anschläge der V'tosh-ka'tur weiten sich aus. Die Syrranniten ersinnen einen Plan um die Vulkanier ohne Logik zu stoppen, sie treten an Julie heran und bitten um Unterstützung, doch sie muss ablehnen, da Spock derweil auf Romulus als verschollen gilt. Auf der Suche nach ihrem Vater im Romulanischen Reich findet sie jemanden, der die Herrschaft von Chaos und Gewalt auf VULKAN beenden kann. Nicht jedoch, ohne dass sie selbst ein Opfer dafür bringen muss...

In mehreren Handlungssträngen erzählt der Roman, wie unterschiedliche Figuren auf die Situation auf VULKAN reagieren. So entsteht ein Puzzle, das beide Seiten der Konfliktparteien beleuchtet und ganz nebenbei die unterdrückte Gefühlswelt der Vulkanier auf eine für Menschen nachvollziehbare Weise präsentiert. Neben Action und vielen Informationen rund um die Kultur der Vulkanier birgt der Roman auch eine Liebesgeschichte.

eBook: 644 Seiten mit Illustrationen.

## Am Rande des Wurmlochs DS9 – Sammelband



Dieses Buch beinhaltet eine Sammlung von Kurzgeschichten über Bajor und Deep Space Nine.

Jedem Hauptcharakter der Serie ist eine Story gewidmet.

So darf sich der Leser freuen auf Abenteuer mit Sisko, Dax und Quark aber auch über die Liebesgeschichten von Julian Bashir und die Erzählungen von Kira aus dem Bajoranischen Widerstand.

Alle Geschichten sind bereits in diversen Fanzines erschienen, wurden jedoch neu überarbeitet und werden in diesem Band erstmals gemeinsam veröffentlicht.

eBook: ... Seiten mit Illustrationen von Gabi Stiene und der Autorin.

Christina Hacker

# Wüstenpfade

Der Besuch bei einem Vedek wird für Julian Bashir zu einem ungewöhnlichen Erlebnis. Er sieht sich plötzlich in der Vergangenheit der Erde gefangen ohne Hoffnung auf Rückkehr. Im Jahre 1994 begegnet er Rachel, der jungen Entwicklungshelferin, arbeitet in einem Flüchtlingslager als Arzt und gerät in die politischen Wirren einer Militärdiktatur. Er taucht ein in eine, ihm fremde, Zivilisation und sieht sich dort mit seinen Wurzeln konfrontiert. Die ganze Zeit über beschäftigt ihn eine Frage: Wird er je wieder nach DS9 zurückkehren können? Doch am Ende ist er sich nicht sicher, ob er das überhaupt noch möchte...

Diese etwas andere Geschichte erzählt vom kargen Leben im Sudan, von Gewalt und Hass, von Liebe und Vertrauen und wie man lernt, seine Herkunft zu akzeptieren.

eBook: 125 Seiten mit Illustrationen